Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 41 Marburg i. H., den 11. Oktober 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Psalm 121 — „Rechtgläubig“ 2 — Romantik: 5. Notwendigkeit und Beginn einer neuen Romantik; 6. Ihr praktischer Charakter; 7. Die religiöse Lage; 8. Eine Antwort an Gertrud Prellwitz (Schluß) — Von der China Inland Mission — Aus dem Gustav Adolf=Verein: 4. Spanien; 5. Lothringen; 6. Oesterreich (Schluß) — Zum Altersnachweis der Formel „Thron und Altar“ -- Verschiedenes: Erklärung; Die Arbeit des Pfarrers für die Wohlfahrt des Landvolks; Katholizismus und Protestantismus im heutigen Frankreich; Lazaristen und Jesuiten; Eisenach; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Psalm 121

Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen:
von wannen wird mir Hilfe kommen?
Hilfe kommt mir von Jahve,
der Himmel und Erde gemacht hat.

Er lasse deinen Fuß nicht wanken,
nicht schlafe dein Hüter!
Nein, nicht schläft, nicht schlummert
der Hüter Israels.

Jahve ist dein Hüter,
Jahve ist dein Schatten,
er geht dir zur Rechten:
daß dich des Tages die Sonne nicht steche,
noch der Mond des Nachts.

Jahve behütet dich vor allem Übel,
er behütet dein Leben;
Jahve behütet
dein Gehen und Kommen
von nun an bis in Ewigkeit!

Der Dichter ist fern von Jerusalem; aber nach Jerusalem hin geht sein Gebet. Wenn er beten will, sucht er mit den Blicken die Gegend am Horizont, da die Berge der heiligen Stadt liegen. Das ist jüdische Gebetssitte; so erzählt die Legende auch von Daniel, daß er sich im fernen Babylon an seinem Obergemach Fenster gemacht habe nach Jerusalem und dort auf den Knien gebetet habe. Von Jerusalems Tempel aus — so glaubt das fromme Judentum — kommt aller Segen über Israel. Dort, wo man Jahve nahe ist, ist der beste Ort zum Beten. Wer aber fern von Zion ist, der richtet wenigstens seine Blicke dorthin, wo Jahve wohnt. Dorthin läßt auch der fromme Sänger in seiner Not sehnsuchtsvoll die Blicke schweifen, und zaghaft erhebt er die Frage: Von wannen wird mir Hilfe kommen? Aber getroster werdend, setzt er hinzu: ich bin gewiß, daß Jahve mir hilft! Ist doch Jahve der „Schöpfer Himmels und der Erden.“ — Dies Beiwort Jahves hat der Sänger nicht erfunden; es war ihm fast ebenso geläufig, wie es uns aus dem Glaubensbekenntnis ist. Er aber tröstet sich dieses Namens Gottes: Gott, der Schöpfer, ist deshalb auch der Allmächtige; dem kann man vertrauen.

Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Im Folgenden wechselt die Person; während die erste Strophe in der ersten Person redet, tritt nun die zweite auf. Solcher Wechsel der Personen mag sich ursprünglich aus der Aufführungsart derartiger Gedichte erklären, wo die Stimme des bei Gott Schutz suchenden Laien und die Stimme des Priesters, der ihn der göttlichen Hilfe versichert, mit einander wechselten. Töne priesterlichen Segens klingen auch, wie es scheint, in der zweiten und den folgenden Strophen dieses Gedichtes nach, wie wir denn auch noch heute mit richtigem Takte die Schlußworte des Psalms als liturgische Segensworte anwenden. Der Psalmist selber hat aber an solche Aufführungsform nicht mehr gedacht; das Du, das er anredet, ist seine eigene Seele. Ihm ist der Wechsel der Personen nur noch eine Stilform, die seinem Gedichte eine anmutige Abwechselung verleiht und in die er sein Gemütsleben einträgt: indem er sich selber anredet, spricht er sich selber Trost ein.

Die zweite Strophe beginnt mit einem Wunsche: Möge Gott deinen Fuß nicht straucheln, dich nicht ins Unglück stürzen lassen; möge der Wächter, der über dir wacht, seine Augen nicht schließen. Im Hintergrunde liegt das Bild vom Hirten oder vom Wächter der Stadt: beide dürfen auch in der Nacht nicht schlafen. Aber voll Nachdruck setzt der Dichter hinzu: Das wird sicherlich nicht geschehen! Er beruft sich auf Jahves alten Namen: er heißt ja der „Hüter Israels“. Heißt er der Hüter, so wird er auch hüten. Du kannst vertrauen: Jahves Augen stehen immer über dir offen.

So erhebt sich das Lied zweimal aus zaghafter Frage und schüchternem Wunsch zu getroster Sicherheit: dies leise Hinundherwogen der Stimmungen des frommen Herzens ist eine besondere Schönheit dieser stillen Psalmen.

Der zweite Teil des Psalms spricht in schlichten und zur Zeit des Psalmisten geläufigen und abgeblaßten Bildern das inbrünstige Vertrauen auf den göttlichen Schutz aus: Jahve behütet dich; Jahve ist dein Schatten: dein Schutz vor der Sonnenhitze; er geht dir zur Rechten: er ist dein Anwalt vor Gericht (Psalm 109, 31), er hält dich auf dem Wege, daß du nicht fallen kannst (Psalm 16, 8), er beschirmt dich im Kriege (Psalm 110, 5). So kann dir Nichts schaden. — Der Dichter nennt nach hebräischer Art (wie im folgenden „Ausgang und Eingang“) zwei entgegengesetzte Teile, um das Ganze zu bezeichnen: am Tage wird dich die Sonne nicht stechen können; nachts wird dir der Mond nichts anhaben dürfen: an schädliche Einwirkung des Mondes glaubt der alte Orient und unser Volk noch jetzt.

Und immer und immer wieder verkündet er es, daß Gott ihn schützt: nichts Böses wird seinem Leben schaden; wo er geht und steht, was er thut und treibt, wird Gott ihn hüten von nun an bis in Ewigkeit!

Eigentümlich ist die Art, wie in diesem und ähnlichen Psalmen dieselben Worte mehrfach wiederholt werden. So hier die Worte „meine Hilfe“, „der Hüter schläft nicht“, „Jahve behütet.“ Besonders wird der fromme Sänger nicht müde, den Namen „Jahve“ auszusprechen; bei diesem Namen wird ihm das Auge feucht: Jahve ist es, fürchte dich nicht! Solche Wiederholungen sind offenbar aus dem Bedürfnis des Gemüts geflossen: der Verstand bedarf immer neuer Gegenstände, um an ihnen immer Neues zu lernen; das Gemüt aber will immer die alten haben, die es mit immer neuer Liebe betrachtet. Solche Psalmen mögen also arm sein an neuen Gedanken und

geistreichen Wendungen, denn sie sind nicht für den Verstand geschrieben. Ihr Wert ist, daß sie in ganz einfachen Formen, aber mit zärtlicher Inbrunst sich immer wieder der Gemeinschaft mit Gott versichern. Und eben darum sind sie ewig.

Gunkel

„Rechtgläubig"

2

Zwei waren Freunde geworden auf der Universität im gemeinsamen Studium der Theologie und herzlicher Gesinnungsgemeinschaft. Dann hatte sie das Leben auseinandergewirbelt.

Dreißig Jahre vergingen. Da kreuzen sich ihre Wege wieder. Es war nur für eine kurze Stunde, aber sie gab die Gelegenheit zu längst entbehrtem Austausch. Denn Briefe schreiben sich heute voll beschäftigte Männer nicht mehr.

Natürlich hatten sie beide sich entwickelt. Die besondere Eigenart hatte unter den besondern Führungen sich ganz ausgeprägt. Aber, wie sie es auch ohne viel Verkehr von einander gewußt hatten, im Grunde waren sie Eines Sinnes geblieben und verstanden sich leicht, ob das Gespräch nun um die kirchlichen oder die tieferen religiösen Fragen sich bewegte.

Daran wäre nichts Wunderbares, wenn nicht Jeder im öffentlichen Leben der Kirche eine ganz andere Stellung eingenommen hätte. Sie gehörten ganz verschiedenen Lagern an.

A war früh ins Amt gekommen. In seiner Landeskirche herrschte damals noch der alte Liberalismus. Von kirchlichem Leben war nicht die Rede, flach und öde fristete hergebrachte Sitte oder Unsitte ihr Dasein. Es traf sich, daß er eine Zeit lang einen älteren Pfarrer zum Amtsgenossen hatte, der, in liberalen Schlagworten stark, seine Gemeinde völlig vernachlässigte. Die Sulzesche Gemeindereform war dem ebenso wenig Bedürfnis wie der christliche Sozialismus. Unter dem Druck seiner Ansprüche, den eine unglückliche Arbeitsteilung vermehrte, litt der Jüngere schwer. Aber es regte sich in der Landeskirche. Naive Altgläubigkeit, geschichtliches Verständnis der Reformation, praktische seelsorgerische Tüchtigkeit, Innere Mission und Heidenmission, Nachfolge Sulzes oder Naumanns — das alles waren die Elemente, die sich mehr oder minder bewußt zusammenthaten und den Bann des unlebendig gewordenen liberalen Vätererbes sprengten. Unwillkürlich hatte sich an den jungen Pastor angelehnt, was in der Gemeinde es ernster nahm. Ehe er sichs versah, war er der Prediger des kleinen, aber wachsenden Häufleins von „Pietisten". Halb ziehend, halb gezogen stand er bald vorn in der Arbeit derer, die einen neuen Geist und Ernst, eine neue Ordnung und Verfassung der Kirche wollten. Seine Stellung in der Heimat war über allen Zweifel erhaben; besuchte er auswärtige Versammlungen — es geschah selten, meist nur wenn man ihn als Prediger rief — dann waren es die Zusammenkünfte derer, die am „Alten" hangen. Daß er „rechtgläubig" sei, daran zweifelte Niemand.

B hatte einen ganz anderen Lebensgang genommen. Er kam spät ins Amt. Als er eintrat, war er, kirchenpolitisch angesehen, noch ein unbeschriebenes Blatt. In der Großstadt, die ihn wählte, gab es kirchliches Leben, oftmals auch Streit. Um seiner besonderen Gaben willen fand er eine große Mehrheit, die ihn wählte, „Positive" und „Liberale"; auf jeder von beiden Seiten hoffte man, er werde sich zu ihr hinüber entwickeln. Längere Zeit blieb ihm vergönnt, durch seine herzliche Predigt allerlei Fromme zu erbauen. Da wurde einer seiner städtischen Kollegen Mittelpunkt eines Lehrkonfliktes. Die von Alters her hochkonservative Behörde der Landeskirche maßregelte den Kollegen. Für B war es selbstverständlich, daß er in diesem Falle für die Sache der Freiheit eintrat. Am nächsten Sonntag fehlten in seiner Kirche die „positiven" unter seinen getreuen Zuhörern. Er war nicht mehr „rechtgläubig" und konnte es nie mehr werden. Abgeschnitten von der kirchlichen Gemeinschaft der einen Seite, diente er, soweit er über seine schlichte Gemeindearbeit hinausging, der andern Seite, die bald nicht müde wurde, ihn zu rufen.

Als nun die beiden Freunde sich unversehens wieder trafen, waren sie erstaunt über das Maß unverlorener Gemeinschaft, obwohl sie es im Grunde nicht anders erwartet hatten. Es traf sich sogar, daß in einzelnen Punkten B konservativer dachte als A! Und als sie von einander Abschied genommen hatten, da dachte ein Jeder darüber nach, was für ein seltsam Ding es doch ist um unsere kirchlichen Gegensätze.

— Niemand wird leugnen dürfen, daß diese Geschichte genau nach dem Leben erzählt ist. Natürlich gehörten beide, A und B, nicht zu den Frühfertigen, auch nicht zu den abstrakten oder fanatischen Naturen. Es waren gut gebildete, warmherzige Durchschnittstheologen, d. h. solche, wie man sich den Durchschnitt wünschen muß.

Aber worauf es mir hier ankommt, ist Zweierlei. Einmal möchte ich zum Bewußtsein bringen, daß unsere kirchlichen Gegensätze Menschen verschlingende Ungeheuer sind. Es ist nicht leicht, für Viele nach ihren Lebensumständen unmöglich, einfach Mensch, Person, Christ zu sein. Dem „Laien" geht es noch hin. Er kann auch bei einem Minimum von Anerkennung der kirchlichen Lehrüberlieferung und von Anteilnahme an der kirchlichen Sitte, wenn er irgend will, oder wenn er das Gegenteil nicht will, für gut kirchlich konservativ gelten. Aber der Theologe, der Pfarrer! Ist er nicht gar zu unbedeutend, so ruht die „Kirche" von heute nicht, bis er glücklich in irgendwelche Nomenklatur eingeschachtelt und eingekapselt ist.

Zweitens aber wollte ich zeigen, daß bei der Mannigfaltigkeit der Lage und Geschichte, die wir — ich sage: Gott Lob — in unserem evangelischen Deutschland haben, die wirkliche Einreihung eines ins öffentliche Leben eintretenden Kirchendieners oder Kirchengliedes großen Zufälligkeiten unterworfen ist. Was ich profan Zufälligkeiten nenne, das sind gewiß religiös gewürdigt Fügungen. Aber wider diese „Fügungen" kämpft Mancher, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, mit Recht einen tapfern Kampf. Und zwar muß er sonderlich den Anfängen widerstehen; denn wenn einmal die Maschine einen Zipfel seines Kleides erfaßt hat, reißt sie ihn ganz in sich hinein und zermalmt seine edle Freiheit und Selbständigkeit. So leben Viele unter dem Parteijoch und arbeiten mit verletztem Rückgrat. Eine Zeit lang regt sich noch die Mißbilligung dessen, was in der eignen Partei offensichtlich wider Jesu Geist ist; eine Weile bleibt man noch billig und gerecht gegen Andersgerichtete; allmählich stumpft sich das Empfinden ab; bald duldet und unterschreibt man Alles, was von der Gruppe, der Partei, der Konferenz oder der Zeitung verlangt wird.

An diesen Zuständen nehmen all die schönen Begriffe „reine Lehre", „positives Christentum", „Bekenntnistreue", „rechter Glaube" teil. So ist es kein Wunder, daß die Kirchengeschichte eine Geschichte des Kampfes um diese Namen ist und auf manchem einzelnen Christen das Gewicht solcher Worte lastet wie ein Schicksal.

R

Romantik

5. Notwendigkeit und Beginn einer neuen Romantik

Dennoch ist die Romantik von allen Geistesströmungen seit der Reformation die einflußreichste geworden. In der Politik hat sie die bürgerliche Einheitsbewegung ebenso wie das Jungdeutschtum und die Reaktion befruchtet. Die verschiedensten Zweige der Philosophie, der Natur- und Geisteswissenschaften verdanken ihr Förderung, zum Teil selbst ihr Dasein. In der Kunst hat sie mit der antikisierenden Richtung um die Palme gerungen. Auf dem Gebiete der Poesie vollends leben die Lieder eines Eichendorff und Uhland mehr im Bewußtsein der Nation als sogar die herrlichsten Schöpfungen Schillers und Goethes. Es lag in dem Ringen der Romantik zu viel innere Wahrheit, als daß es hätte nutzlos werden können. Indem sie alle Kanäle der Kulturentwicklung in ihrem Strom vereinte und zu einem neuen Ganzen zu verbinden suchte, war sie der Weg geworden, auf dem die Kräfte des deutschen Gemüts einen Vorstoß wagten, um die eng gewordnen theologisch-dogmatischen Formen durch positive Fortarbeit zu überwinden.

War der Vorstoß berechtigt, so muß er sich wiederholen. Eine Zeit lang ging die Entwicklung auf jedem Gebiete, durch die Romantik gehoben, ihren eignen Gang. Nun aber beginnen die mannigfaltigen Entwicklungen sich in eine Einheit zusammenzuschließen. Sie gewinnen dabei eine solche Gewalt, daß sie die Kräfte des inneren Menschen zur Auffaugung und inneren Verarbeitung wachrufen. Denn ohne die innersten Tiefen des Menschen, mögen wir sie Seele nennen oder Gemüt oder Herz, kann ein wirklicher Fortschritt nicht geschehen.

Sind wir bereit? Wer wollte eine Antwort wagen! Gewiß ist nur das Eine, daß in der ereignisvollen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts manches Versäumnis gut gemacht worden ist. Nachdem schon kraft der alten Romantik eine historische Vertiefung auf den verschiedensten Gebieten stattgefunden und die Lust zu revolutionären Neubildungen sich fast ganz verloren hat, beginnt sich auch das Streben nach philosophischer Zusammenfassung aller gewonnenen Ergebnisse kräftig zu regen. Das aus der Empirie herausgewachsene System der Philosophie von Wundt (1886) war das erste deutliche Zeichen. Es will die Einzelerkenntnisse der Natur- und Geisteswissenschaften zu einer Gemüt und Herz befriedigenden Weltanschauung verbinden. Aber auch von andren Seiten bahnte eine neue Romantik sich an, in der Politik, der Kunst und Litteratur. Seit etwa 1890 ist sie weiteren Kreisen von Gebildeten deutlich geworden. Hatte schon 1888 der Tod der beiden Kaiser eine gewaltige Erschütterung des allgemeinen Bewußtseins mit sich gebracht, so schied 1890 Bismarck von dem Schauplatz seiner Thätigkeit und Wilhelm II. begann persönlich zu regieren. Das junge, nach 1870 herangebildete Geschlecht mit seinen neuen Gedanken erhielt in ihm einen Repräsentanten und fühlte sich durch ihn zur Kraftentfaltung getrieben. So hatte die politische Wandlung den Erfolg, daß sie die Stellung der früheren Generation erschütterte, den Blick auf alles Neue, Jugendliche lenkte und der jungen Generation ein frisches Kraftbewußtsein verlieh. Freilich vollzog der Wechsel sich zu rasch, als daß er ohne Brüche und ohne falschen Ueberschwang hätte bleiben können. Dazu kam etwas Andres, das daneben klein erscheint und auch langsamer wirkte, aber thatsächlich für die Entwicklung der allgemeinen Stimmung, der Litteratur und Kunst einen Umschwung bedeutete. Friedrich Nietzsche hatte seit 1872 einsam gelebt, gelehrt und geschrieben. Da verfiel er 1889 in seinen Irrsinn und wurde nun nach deutscher Weise ein allgemein bekannter Held. Seit 1890 sind die führenden Zeitschriften voll von Nietzsche. Er aber ist der Mann, der wie einst Friedrich Schlegel die geistigen Zusammenhänge der neuen Romantik am klarsten verkörpert und von all ihren Vertretern den tiefsten Einfluß auf die Jugend geübt hat. Seit etwa 1890 begannen ferner die Kunstwerke Thoma's, bis dahin fast nur im Ausland anerkannt, ihren Triumphzug durch Deutschland. Auch sonst ist es ein Jahr des Umschwungs; am deutlichsten offenbarte die allgemeine Unsicherheit sich darin, daß damals der Rembrandtdeutsche seinen merkwürdigen Erfolg errang.

6. Ihr praktischer Charakter

Vor allem aber hatte der alten Romantik eins gefehlt, die Fühlung mit dem praktischen Leben. Ist dieser Mangel in unsrer Romantik vermieden? Thut man einen Blick in die Produkte der Jüngsten, so erschrickt man vor der Art, in der sie sich romantisch spreizen, und möchte jene Frage verneinen. Solche Kreise, wie sie Otto Ernst in der „Jugend von heute" satirisch charakterisiert, scheinen die Führung an sich gerissen zu haben. Aber Otto Ernst ist selbst ein Moderner; und wir sehen gerade an seinem Lustspiel, daß es gesunde Männer unter den Romantikern giebt, die das Krankhafte und Lächerliche von ihren Rockschößen abschütteln. Dasein und Blüte des Kunstwarts beweisen dasselbe. Das Streben nach Heimatkunst und Kunstgewerbe verklammert die Modernen mit dem täglichen Leben und öffnet ihrem Einfluß neue Gebiete. Die Hauptbürgschaft für eine gesunde Entwicklung aber liegt in der Erziehung, die unser Volk im neunzehnten Jahrhundert erhalten hat. Die Bismarckische, realistische Zeit war eine Zeit der Erziehung. Die Deutschen mußten am Werte der bloßen Phantasie und des bloßen Gedankens verzweifeln lernen und einen hohen, würdigen Realismus vorgelebt sehen, ehe sie die praktische Seite der menschlichen Entwicklung würdigen, ehe sie an eine Verbindung idealer und praktischer Ziele denken konnten. Was schon Kant gewußt hatte, mußte man mühselig in der Praxis lernen: daß ein fester Wille die wertvollste Kraft des Menschengeistes ist. Darum stehen wir nun in der Zeit des Voluntarismus.

Wieder möchte ich an Nietzsche erinnern, der am vernehmlichsten die Zeit der neuen Romantik eingeläutet hat. Er ist der Friedrich Schlegel unsrer Zeit, Philolog und Philosoph zugleich, aber mehr Dichter und tieferen Geistes. Auch er faßt die meisten Linien der bisherigen Entwicklung in seiner Brust zusammen; auch er zeigt klar die Tendenz der Romantik: das Streben der Persönlichkeit, mit ihrem innersten Fühlen und Wollen zur Geltung zu kommen, die Schranken zu durchbrechen, die nüchterner Verstand und furchtsame Schwächlichkeit ihr aufgerichtet haben, und so dem Menschengeiste eine neue, bessere Wohnstatt zu schenken. Aus seinem Herzen heraus will er neue Werte schaffen und neue Ziele setzen. So spottet er über die Skepsis und nervöse Angst der Zeit auf jedem Gebiete, von der Philosophie bis zum praktischen Leben, und predigt als einzige Heilkraft ein sicheres, zielbewußtes Wollen. Es ist, so sagt er 1886 in „Jenseits von Gut und Böse," unsern nervösen Skeptikern von heute, „als ob sie von ferne her irgend ein böses, bedrohliches Geräusch hörten, als ob irgendwo ein neuer Sprengstoff versucht werde, ein Dynamit des Geistes." (Werke, 1. Abteilung, VII 152)

> Unser Europa von heute . . . ist skeptisch in allen Höhen und Tiefen, bald mit jener beweglichen Skepsis, welche ungeduldig und lüstern von einem Ast zum andern springt, bald trübe wie eine mit Fragezeichen überladene Wolke — und seines Willens oft bis zum Sterben satt! Willenslähmung: wo findet man nicht heute diesen Krüppel sitzen! Und oft noch wie geputzt! Wie verführerisch herausgeputzt! Es giebt die schönsten Prunk- und Lügenkleider für diese Krankheit; und daß z. B. das Meiste von dem, was sich heute als Objektivität, Wissenschaftlichkeit, l'art pour l'art, reines willensfreies Erkennen in die Schauläden stellt, nur aufgeputzte Skepsis und Willenslähmung ist — für diese Diagnose der europäischen Krankheit will ich einstehen. (VII 154)

Bereits 1886, als noch die meisten Deutschen bei diesem Wort ein leichtes Grausen empfanden, erhob er die Fahne der Weltpolitik. „Die Zeit für kleine Politik ist vorbei: schon das nächste Jahrhundert bringt den Kampf um die Erdherrschaft, den Zwang zur großen Politik." (VII 155 f.). Schwemer und der verehrte Herausgeber*) bekämpfen die kaiserliche Weltpolitik als Ausfluß eines romantischen Imperialismus: an Nietzsche sehen wir, daß die Verbindung, die sie im Herzen unsers Kaisers mit imperialistischen Nachklängen eingegangen hat, rein zufällig ist. Weltpolitik ist romantisch, allein romantisch nicht im Sinn der Sehnsucht nach dem Mittelalter, sondern in dem höhern Sinn, daß sie hochgemuten Sinnes die praktischen Konsequenzen zieht, die der Stand der wirtschaftlichen und der geistigen Kultur uns nahe legt. Auch äußerlich will unser Volk sich eine würdige Daseinsform schaffen. Wir haben allen Grund, dem Kaiser zuzujubeln, wenn er seinen festen Willen in den Dienst dieser notwendigen Romantik stellt und seine volle Persönlichkeit — wenn auch mit einzelnen Zügen, die uns nicht gefallen — dafür in die Schanze schlägt.

Sogar im Kreis der eigentlichen Dichter finden wir die denkbar höchste Würdigung der praktischen Fragen. Konrad Ferdinand Meyer — gewiß ein unverdächtiger Zeuge singt:

> Das ist die Poesie der neuen Zeit,
> Romantik unsrer heißbewegten Tage.

*) Vgl. Schwemers viel beachteten Artikel in Nr. 30. Der Herausgeber hat sich und das Blatt mit Schwemers entschlossener Verurteilung der Weltpolitik nicht identifiziert, nur jene eine Seite der Sache allerdings fest im Auge behalten und der Sorge immer wieder Ausdruck gegeben, ob die Art, wie der neue Kurs verfolgt wird, nicht auch Verlust für unser Volk bedeutet. Dieser Standpunkt ist für uns die Folge religiöser Nötigung, solange Kirche und Prediger kritiklos eine Politik verherrlichen, die in erster Linie unzweifelhaft „Welt" ist. D H

Was gilt die Liebe noch? Was gilt das Leid? —
Wie komm ich vorwärts? ist der Menschheit Frage.

Arno Holz verkündet von seiner Muse:

Es zieht die Ahnung neugeborner Welten
Ihr süßer als ein Märchen durchs Gemüt,
Zur Armut tritt sie hin und zählt die Groschen,
Ihr rotes Banner pflanzt sie in den Streit,
An ihr Herz schlägt das große Herz der Zeit
Und aller Weltschmerz bleibt ihr abgedroschen.

Wer kann diese Verse lesen, ohne mit Schmerz an Uhlands bittre Klage zu denken:

Ich schritt zum Sängerwalde,
Da sucht ich Lebenshauch;
Da saß ein edler Skalde
Und pflückt am Lorbeerstrauch.
Nicht hatt er Zeit zu achten
Auf eines Volkes Schmerz;
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz.

7. Die religiöse Lage

Aber praktisch sind nicht nur soziale und politische Fragen. Das praktische Leben des Menschen gipfelt in der Religion. Denn erst aus ihr schöpft er die Berechtigung, sich als selbständiges Glied der großen Weltentwicklung zu fühlen, selbstthätig auf sie einzuwirken und eine eigne Weltanschauung zu begründen. Daher ist die Religion wie das praktischste Bedürfnis des einzelnen Menschen, so auch die Seele jedes größeren Kulturfortschritts. So war es in der Zeit der Reformation. Alle andern Entwicklungen erhielten erst dann freie Bahn, als die religiöse wenigstens an einer Stelle zum Durchbruch gelangt war. In der Romantik kann es nicht wesentlich anders sein. Nur bedarf es keines Bruches wie damals, weil wenigstens der Protestantismus schon seit zwei Jahrhunderten von der Kulturentwicklung aufs stärkste berührt ist.

Wenn die erste Romantik an ihrer Unfähigkeit dem praktischen Leben gegenüber scheiterte, so war eine Hauptursache die, daß sie keine rechte Stellung zu der gegebenen Religion, zum Christentum, gewinnen konnte. Sie entbehrte der gewaltigen Stütze, die der Kulturfortschritt des 16. Jahrhunderts an der Reformation gefunden hatte. Aber die Vertreter der Romantik trugen nicht allein die Schuld am Auseinanderklaffen der Entwicklung. Der religiöse Zustand Deutschlands war in jener Zeit insofern traurig, als es in Theologie und Christentumsverkündigung fast ganz an Elementen gebrach, die höher fliegenden Geistern hätten Befriedigung gewähren können. Zwar Herder hatte einen guten Grund gelegt, aber es hatte Niemand weiter gebaut. Der herrschende Rationalismus war eine ehrenwerte Art des Christentums, aber flach und schal in den Augen gemütstiefer Menschen hatte doch schon Lessing ihn verachtet! Auch Männer wie Lavater, Hamann und Matthias Claudius boten keinen genügenden Ersatz. Der einzige Schleiermacher zeigte, daß noch Andres im Christentum verborgen lag, als man gemeinhin glaubte. Seine Reden über die Religion wurden denn auch mit Begeisterung von den romantischen Freunden gelesen. Aber sie predigten ein Christentum, das losgelöst war von seiner geschichtlichen Wurzel und Nahrung; verstanden wurden sie vollends noch weit einseitiger, als sie gemeint waren, die Religion wurde den Romantikern zur bloßen Wärme des Gefühls, zur Offenheit des Herzens gegenüber allen hohen und herrlichen Erscheinungen der Welt.

In unsrer Zeit — ich glaube das als Mensch und Theologe sagen zu dürfen — steht das Verständnis des Christentums auf einer höhern Stufe. Wohl giebt es noch immer Menschen, die von einer Abwerfung des Christentums träumen; aber sie thäten besser zu fragen, ob sie das schon wirklich kennen, was sie leichtherzig wegwerfen wollen. Man hat das Christentum wieder als lebendige Religion erfaßt und durchtränkt es mit den Grundgedanken des evangelischen Protestantismus. Ueberall versucht man, Nahrung zu suchen, wo sich in der Geschichte von Religion und Kirche religiöse Schätze finden. Sogar an der altprotestantischen Dogmatik entdeckt man heute wertvolle Anknüpfungspunkte. Auch hier ist die Parole nicht mehr revolutionäre Neubildung, sondern organische Fortarbeit an den gegebenen Größen. Nur diese Parole aber hat eine verheißungsvolle Zukunft.

Die Theologie hat einen festern Grund gelegt. Sie geht nicht mehr von fertigen Systemen oder logischen Forderungen aus, wie man sie ehedem an Gottes Heilsplan stellte, sondern sie durchforscht die Thatsachen der Geschichte, um Etwas zu finden, worauf der Mensch für Leben und für Sterben sein Vertrauen gründen kann. Kultus und Dogma sind in ihrem blos relativen Werte erkannt; sie haben ihre Herrschaft an das innerste persönliche Element der Religion abtreten müssen. Von abstrakten inspirierten Lehren hat man seine Zuflucht zu den gotterfüllten Menschen genommen, von denen die Heilsgeschichte berichtet. Man hat die Person des Erlösers mit neuer Innigkeit ergriffen, nachdem sie lange Zeit nur matt durch den Nebel dogmatischer Theorien hatte hindurchscheinen können. Man weiß besser als zuvor, was es heißt: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber (2. Korinther 5, 19). Aus dem reineren Verständnis der Religion erwächst nun als edelste Frucht eine festere Stellung zur Welt. Der Jünger Christi steht kraft seiner Religion hoch über ihr. Wenn die Gewalten der Natur oder das Lebensschicksal ihn zermalen möchten, so übt er im Gedanken an den Vatergott doch eine geistige Herrschaft über sie aus. Der Christ ist froh und frei, die Welt muß ihm dienen. Stark durch den Frieden mit Gott und mit sich selbst, scheut er auch das Schwerste nicht, vermag er auch Welt und Weltbild neu zu gestalten.

So wäre das moderne evangelische Christentum wohl fähig, die weitere Entwicklung, zu der die neue Romantik drängt, mit seinen Kräften zu beseelen. Geschieht es nicht, so muß der zweite Vorstoß der Romantik gleich dem ersten mit einem Fehlschlag endigen. Er wird wie jener fruchtbringend wirken, aber in der Verfolgung seines eigentlichen Zieles wird er auf tote Geleise geraten. Weder sein Reichtum an flackerndem Geist, noch sein bilderfroher Symbolismus, noch seine psychologische Tiefe kann ihn retten. Der Pulsschlag aller persönlichen Geistesentwicklung ist und bleibt die Religion, für uns das Christentum. Wehe der Geistesbewegung, die das verkennt! Sie wird an ihrer religiösen Armut sterben.

8. Eine Antwort an Gertrud Prellwitz

Auch die Artikel von Gertrud Prellwitz*) sind aus romantischem Geist entsprungen. Gertrud Prellwitz ist eine Dichterin. Wer es aus ihrem Oedipus nicht weiß, der lernt es aus diesen Artikeln. Dank sei ihr, daß sie mit ihrer Gottesgabe kommt, uns Theologen zu helfen. Auch Dichtergeist, ja Dichtergeist vor allem ist nötig, wenn es gilt, lebendig zu gestalten. Die Propheten waren Dichter; und Luther wäre ohne Dichtergeist nicht der geworden, der er war. So müssen wir Theologen von der Verfasserin lernen. Sie hat für manchen alten Gedanken einen treffenderen Ausdruck gefunden. Sie hat den Pulsschlag eigensten, tiefinnersten Erlebens in ihre Worte gebannt. Sie hat ihre klangvolle Stimme wider alle die Modernen erhoben, die mit Pathos das Christentum für die überwundene Stufe der Askese und der Weltverdammung erklären. Allein sie hat mehr gethan. Sie hat das Christentum der Diesseitigkeit in dem besonderen Sinne verkündigt, daß wir aus der eignen Brust, aus der weiten Natur und aus der Harmonie des Kunstwerks Gottes Stimme hören sollen. Auch das ist zunächst ein Verdienst, wie jede schöne Offenbarung einer selbst errungnen Ueberzeugung. Aber ist es nur ein Verdienst? Das Verdienst hört in demselben Maße auf, in dem Gertrud Prellwitz dies Christentum zum Christentum der Zukunft stempeln will. Verdacht hege ich gegen Jeden, dessen Weltanschauung so verläuft, daß sie von sich aus eine Entwicklung in zwei Teile zerlegt, in Vergangenheit und Zukunft. Jene Artikel aber teilen thatsächlich die Geschichte des Christentums in zwei Perioden, in die der Jenseitigkeit und die der Diesseitigkeit.

*) Vgl. Nr. 25 30 dieses Jahrgangs. D H

Es ist schwer und peinlich, mit Dichtern zu streiten; um so mehr, wenn man ihnen zu gleicher Zeit Dank weiß. Dichterworte sind wie zarte Blumen; will man sie fassen, so zerdrückt man sie und beraubt sie ihrer tiefen Schönheit. Greift man heraus, was der Kritik bedürftig erscheint, so hat man tote Stücke in der Hand, ohne die wogende Frische des Lebens, die im Ganzen atmet. Drum will ich nicht um einzelne Sätze feilschen, sondern nur kurz die Hauptfrage aufwerfen: ist jenes Christentum wirklich das rechte Christentum der neuen Zeit? Ich meine, die oben stehenden Erörterungen erlauben eine ganz bestimmte Antwort.

Nicht in die Zukunft, nicht in die Gegenwart führt mich diese „Weltfrömmigkeit." Sie ist überzeitlich, sofern es in jeder Zeit Christen gab und hoffentlich auch geben wird, die ähnlich fühlen und denken. Sie führt in die Vergangenheit, sofern sie das Christentum einer abgrenzbaren Zeit bilden will. Was in der Periode der alten Romantik, von Goethe bis auf Schleiermacher, Novalis und Schelling in der Luft lag, das wird hier in eine schöne Form gegossen. Zu einem Teil sind es Gedanken Schleiermachers selbst, zu einem andren solche des „Pantheismus." Es haftet diesem Christentum derselbe Mangel an, der die Romantik scheitern ließ. Es ist das Christentum einer ästhetischen Geistesrepublik, möglich für die, denen Bildung, Zeit und Schicksal es verstatten, Gott in der Natur und im Kunstwerk zu suchen oder in der eignen Brust seiner Stimme zu lauschen. Tiefere Beschäftigung mit dem eignen Ich aber ist Sache weniger, besonders veranlagter Menschen, ebenso wie das Andre, religiöse Nahrung aus Kunstwerk und Natur zu saugen. Noch hat sich der Blick auf die religiösen Thatsachen der Geschichte als die einzige Speise erwiesen, die allen hungernden Herzen zugänglich ist. Auch als die einzige, die auf die Dauer nähren kann. Was Gertrud Prellwitz sagt, ist Marzipan für einen nach Brot verlangenden Magen. Kraftentwicklung fordert mehr als je der Kampf ums Dasein. Die soziale und politische Lage ruft zum Streit. Willensthaten ersehnt Nietzsche. „Wie komme ich vorwärts?" ist die Frage der Menschheit. Unsre Zeit will harte Kämpfe, und harte Kämpfe brauchen stählerne Herzen. Die Weltfrömmigkeit im Sinne jener Artikel aber kann die Herzen nicht stählen. Sie kann uns Stunden schenken, in denen wir, Gottes voll, die höchsten Wonneschauer der Seligkeit erleben, aber sie vermag nicht, uns aus den Schwankungen des Innenlebens zu erretten, die Sünde oder Schicksal nur allzuleicht bringt.

In dem Gottgefühl und Gotterleben, das Gertrud Prellwitz preist, ist Schleiermachers Gottesbewußtsein mit poetischer Verklärung wieder erwacht. Schleiermacher leitete es von dem Lebenswerke Jesu Christi ab. Das Christentum der Diesseitigkeit jedoch läßt seine Träger nur „ahnen, daß es der Einfluß seines Wesens ist, der dies Gottgefühl in uns entfaltete." Woher es nehmen, wenn die innere Stimme einmal schweigt oder ganz Andres kündet? Schon Schleiermachers Darstellung des Gottesbewußtseins aber birgt eine schwere Gefahr. Es kann den sündigen Menschen auch zerschmettern statt ihn zu trösten. Es ist ferner nicht nur bei Schleiermacher verwandt mit dem Gefühl der absoluten Abhängigkeit; gerade wenn man Gott überall findet, wird man durch sein eignes Gottgefühl nicht ohne weitres über Welt und Schicksale erhoben. Wer Sascha Schneiders „Gefühl der Abhängigkeit" kennt, der hat einen Eindruck davon, wie es den Menschen lähmen kann. Bei Gertrud Prellwitz ist die Gefahr weit größer, weil sie in Jesus nur das ideale Subjekt der Religion erschaut und noch weniger als Schleiermacher hört, was Gott durch die Person des Herrn der Menschheit sagen will. Werk und Leben Jesu Christi ist eine Rede Gottes an uns, die uns innerlich der Weltentwicklung entnehmen und zu geistigen Weltherrschern machen kann. Nach Freudigkeit und Kampfesmut verlangt die Menschheit; aber es muß eine Freudigkeit sein, die harten Kämpfen stand hält. Sie muß an einem festen Punkte ankern, und dieser Punkt ist Jesus Christus. Zwar weiß auch die Weltfrömmigkeit der jungen Dichterin herrlich von ihm zu reden, weit herrlicher als die alte Romantik und als die meisten „guten Christen." Aber ich meine nicht nur als Theologe zu urteilen, wenn ich glaube, daß sie den entscheidenden Punkt nicht trifft: den Punkt, auf den es dem Sünder in Gewissenszweifeln ankommt.

Eine historische Erinnerung liegt nahe. Ich denke an das Schwärmertum der Reformationszeit. In Blut ist damals der Schlachtruf der Schwärmer erstickt, der Schlachtruf: Gott in uns! Aber die Gewaltthat hat sich schwer genug gerächt in der orthodoxen Erstarrung des Protestantismus. Was die Schwärmer vergeblich gefordert hatten, das erkämpfte sich dann in der philosophischen und ästhetischen Kultur der Folgezeit, am kräftigsten in der Romantik seine Anerkennung. Auch im Lager des Christentums ist seitdem der alte Schlachtruf wieder laut geworden; und Gertrud Prellwitz gehört zu denen, die ihn am würdigsten erhoben. Er darf nicht wieder erstickt werden, wenn der Protestantismus seine Entwicklungskraft bewahren will. Unter den mannigfaltigen Formen, in die das Evangelium sich kleiden will, hat er sein gutes Recht. Ja ich wünsche seiner Art des Christentums eine weite Verbreitung, weil sie von hohem Geist getragen ist und wertvolle Kreise aus ihrer Gleichgiltigkeit aufrütteln könnte. Möge Gertrud Prellwitz das evangelische Recht des allgemeinen Priestertums nach bestem Gewissen für ihre Auffassung nützen! Aber es gilt, geistig gegen die Schwächen ihrer „Weltfrömmigkeit" zu kämpfen. Denn die Seele der neuen Geistesbewegung oder das Christentum der Zukunft kann sie nicht werden. Wir müssen weiter harren, ob Gott uns rechte Christen schenkt, die den vorwärts drängenden Strom der modernen Kultur mit ihrer Herzensglut vermählen können. Aus ihrem Reichtum wird die Fortentwicklung kommen, nach der die Welt sich sehnt.

Horst Stephan

Von der China Inland Mission

1 *)

Der Streit über die Missionen Chinas ist im Gang. Da sind vielleicht Manchem die nachstehenden Schilderungen nicht ohne Wert. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der **China Inland Mission**, wohl der größten evangelischen Mission im Reich der Mitte. Der Verfasser hatte Anno 1895 Gelegenheit, in London mit den Kreisen dieser Mission des öfteren in Berührung zu kommen. Was er da gesehen, gehört, gelernt hat, dürfte augenblicklich Interesse finden.

Die übliche wissenschaftliche Reise führte uns — zwei schwäbische Theologen — nach London. Ohne daß wir es suchten, kamen wir in enge Fühlung mit der äußeren Mission. Und das war gut. Denn noch nirgends zuvor war uns der Blick auf dieses gewaltige Arbeitsgebiet so recht gelenkt worden.

Schon in unsrem **Boardinghouse** umgab uns Missionsluft. Zwei künftige Missionare wohnten da, um Englisch zu lernen, der eine ein schwedischer Theologe, nach Südafrika zu den Zulus bestimmt, der andre aus der deutschen Brüdergemeine, beordert in den Himalaya, wo die Brüdermission seit vierzig Jahren an der Grenze von Tibet sich festgesetzt hat, um sofort einzudringen, wenn die Thüren des verschlossenen Landes sich aufthun. Dieser Tibetanermissionar nahm uns gelegentlich auch mit zu der Abschiedsfeier auf der **Harmony**, dem englischen Missionsschiff der Brüdergemeine, das eben ausfahren sollte nach Labrador. Die Abschiedsstunden an Bord der **Harmony** gehören zu unsren schönsten Erinnerungen. In den London Docks, rings umher die riesigen Handelsdampfer, das Rasseln der Lastwagen, das Getöse der Verfrachtung — und mitten drin das kleine saubere Missionsschiff mit etwa achtzig Gästen, versammelt um einen ausziehenden Labradormissionar und eine

*) Obigen Aufsatz empfehle ich aus einem besonderen Grunde der Aufmerksamkeit der Leser. Er berichtet in frischer Begeisterung von dem Wirken einer chinesischen Missionsgesellschaft, die bei dem letztbevorstehenden Austausch über Schuld und Schuldlosigkeit der protestantischen Missionen an den Chinawirren eine Hauptrolle spielen wird. Schon aus der obigen Darstellung geht hervor, daß zwar, wo im Geiste Hudson Taylors gearbeitet wird, politisches Intrigantentum schwerlich gedeihen kann, daß aber die hier bevorzugte Missionsmethode ihre argen Schattenseiten haben muß. D H

Missionarsbraut; Christen aus aller Herren Ländern, Europäer, Afrikaner und Asiaten; Missionare deutscher, englischer, amerikanischer, schwedischer, dänischer Zunge, bestimmt nach allen Himmelsrichtungen und dennoch „allzumal einer in Christo," jeder stehend unter der Macht des Befehls: „Gehet hin in alle Welt." Da war die Mission als Großmacht uns unter die Augen getreten.

In nächster Nähe unsrer Wohnung befand sich das Hauptquartier einer der berühmtesten Missionen der Gegenwart, der Hudson Taylorschen China Inland Mission. Uns gegenüber war das Vorbereitungsinstitut für die Missionarinnen dieser Gesellschaft, so daß man, ob man wollte oder nicht, zehn Wochen lang täglich an die Mission erinnert wurde. Auch der Besuch im Haus der Londoner Mission und in ihrem Museum, ferner die Teilnahme am Jahresfest der Guineßschen Anstalt im Osten von London, welche ihre Arbeiter an den Kongo schickt, die Begeisterung der Frauen und Männer, die in diesem Werk stehen, das Alles half zusammen, uns die Mission lieb und wert zu machen.

2

Hervorragende Anziehungskraft übte auf uns immer wieder die Ch. I. M. (China Inland Mission) aus. Bei ihrem Jahresfest kamen wir zum ersten Mal in nähere Berührung mit ihr. Offenbar hatte sie überhaupt etwas Magnetisches, denn der große Saal der Conferencehall in Mildmay war bis zum letzten Platz gefüllt. Und schon aus den Gesprächen konnte man eine große Verehrung und Begeisterung für den Gründer der Mission, Hudson Taylor, heraushören. Leider war er nicht selber in der Heimat, sondern auf dem Arbeitsfeld. Aber wir lernten den merkwürdigen Mann doch kennen. Als nämlich das Meeting vorüber war, kauften wir eine kleine Autobiographie des großen Missionars: A retrospect, by H. Taylor. Es war noch im Anfang unsres englischen Aufenthalts, und das Buch, dachten wir, sollte ein Lehrmittel für unsre Sprachstudien abgeben. Aber aus dem pflichtmäßigen, grammatikalischen Lesen wurde ein Sich versenken in den Inhalt und zuletzt ein Staunen, daß Gott heutzutage noch solche Leute hat und daß wir noch einen solchen Gott haben. Aus dem Unterricht im Englischen wurde ein Unterricht im Christentum. Es war, als sei man in apostolische Zeiten versetzt. Ein so reales, unreflektiertes, in Kraft des Geistes daherfließendes Christentum war uns kaum je begegnet. Mit der ganzen Energie eines Engländers erfaßt Taylor die Thatsachen des Evangeliums. „Das vollbrachte Werk Christi" — dieser Titel eines Traktats, den der fünfzehnjährige Skeptiker eines Tags in des Vaters Papierkorb fand, öffnet ihm die Augen für diese neue Welt. „Was ist vollbracht?" fragt er sich und giebt sich alsbald die Antwort: „Erlösung, Rettung für die ganze Welt, also auch für mich." So findet er sich im Reich Gottes mit all seinen Verheißungen laut dem Evangelium, und er nimmt diese alle in kindlichster Weise, ohne rechts und links zu schauen, für bare Münze, er erprobt Gottes Wort, ob man ihm ernstlich trauen dürfe, und „wenn es sich nicht als wahr und zuverlässig erweise, war er entschlossen, es über Bord zu werfen." Es hat ihm die Probe bestanden. Er vergaß nicht das Korrelat der absoluten Hingebung seiner Person an Gott. Und von da an zehrt er aus der Wunderhand seines Gottes. Es tritt nun in diesem Lebenslauf der Herr geradezu verblüffend als wirkliche Kraft, rettend, ratend, führend, hervor, herniedergebetet von einem kindlich an ihm hangenden Gemüt. Die Jesusverheißungen von dem Glauben, der Berge versetzen kann, die Andeutungen, daß den Seinen besondre Macht verliehen werde, sieht man nicht selten im Leben Taylors verwirklicht und lernt sie in ihrer massiven und realen Art verstehen.

Der jugendliche gottbegeisterte Taylor, der in stiller Stunde sich dem Herrn geweiht hat in einer Weise, daß er sagen kann, „er sei nicht mehr sein eigen," fühlt, seine Gabe sei angenommen, und empfängt bald innerlich den Eindruck, daß Gott ihn in China brauche. Damit hat er den Lebensberuf gefunden, ohne Ahnung davon, daß schon vor seiner Geburt es des eignen Vaters heißer Wunsch gewesen, es möge, falls Gott ihm einen Sohn bescheere, dieser ein Arbeiter unter den Chinesen werden. Taylor übt sich durch große Lebensvereinfachung und Abhärtung auf das Kommende, studiert Medizin, wirkt als Sonntagsschullehrer und Straßenprediger in London, aber seine Hauptvorbereitung, im Ausblick auf seine chinesische Vereinsamung, ist: im Kleinsten und Größten sich ganz von Gott leiten und versorgen zu lassen. Er gewöhnt sich, nicht mehr Menschenvermittlung zu brauchen, sondern allein die Hilfe Gottes. Das treibt er so weit, daß er einmal den fälligen Assistentengehalt, den er dringend zur Bezahlung der Miete bedurfte, nicht direkt von dem Chefarzt erbittet, der die Auszahlung ganz vergessen hatte, sondern Gott angeht, Er möge dem Chef das Herz lenken. Und das geschieht. Dieser kleine Zug charakterisiert den ganzen Mann. Er wirkt mit Gottes Arm, nicht mehr mit Menschenmitteln. Gar Nichts mehr ohne Gott, weil er diesen allein zur Verfügung hat im fremden, feindlichen China.

Er erkrankt an Blutvergiftung infolge Verletzung bei einer Sektion. Die Aerzte geben ihn auf, Er bleibt ruhig: „ich muß eine Arbeit thun in China und werde nicht sterben." Und seine Hoffnung wird nicht zu Schanden. So erlebt er eine Hilfe um die andre, die auffallendste vielleicht 1853 auf seiner ersten Reise nach China, an der Nordküste von Neuguinea, wo das Segelschiff bei völliger Windstille von einer Strömung den Klippen zugetrieben wird und schon die Kannibalen am Ufer sich sammeln, um die Schiffbrüchigen niederzumachen. Da schlägt Taylor der ratlosen Mannschaft das letzte Mittel vor: Gebet. Er, der Kapitän, der Schiffszimmermann gehen in die Kajüten, Gott anzurufen. In Kürze kommt Taylor herauf voll freudiger Gewißheit nnd bittet den Deckoffizier, die Segel aufzulassen, weil eine Brise eintreten werde. Gespött ist der Matrosen Antwort. Im selben Augenblick fängt das obere Segelende leise zu flattern an, immer kräftiger kommt der Lufthauch. Die Segel werden gesetzt und vor den enttäuschten Wilden biegt das Fahrzeug wieder hinaus in die offene See. Reich an ähnlichen Erlebnissen sind dann die ersten Zeiten des einsamen Pioniers in China.

Von der „Chinesischen Evangelisationsgesellschaft," die ihn ausgesandt hat, macht er sich los, weil sie mit Schulden arbeitet, und beginnt auf eigne Faust in Ning-po. 1860 kehrt er müde nach London heim. Hier kommt es 1862—65 zur Gründung der Ch. I. M. In diesem Namen offenbart sich sofort der kühne Plan des Begründers. Die Not der Millionen Chinas greift ihm an die Seele, so oft er auf die Wandkarte in seinem Studierzimmer blickt. Und wenn in London die Menge am Sonntag sich in die Kirche drängt, ihres Heiles froh, dann brennts ihm in der Seele, daß in China Millionen untergehen aus Mangel an Erkenntnis. Nach langen inneren Kämpfen, unter denen er auch körperlich ganz zusammensinkt, findet er Ruhe in dem glaubensvollen Beschluß, ein Missionsnetz über das ganze chinesische Inland, nicht bloß über die Küstenstriche zu werfen, und damit nicht zu warten, bis durch äußere Veränderungen (Krieg, Verträge u. s. w.) das Land geöffnet werde.

Im Unterschied von andren Missionen, die ein enger begrenztes Gebiet besetzen und gründliche Detailarbeit treiben (z. B. die Baseler Missionsgesellschaft in der Provinz Kanton) soll hier die ganze lebende Chinesengeneration „unter den Schall des Evangeliums" gebracht werden. Berühmt ist Taylors manchmal aufgestellte und vielbekämpfte Rechnung, daß man mit tausend Evangelisten, wenn jeder täglich fünfzig Familien erreiche, in drei Jahren den fünfzig Millionen Chinesenfamilien das Evangelium zu Ohren bringen könne. Er hat schon längst einsehen müssen, daß dies sich doch nicht durchführen lasse, und so ist auch in seiner Mission neben die Reisepredigt die stille, verweilende Stationsarbeit getreten. Aber an dem Grundgedanken: das Evangelium möglichst schnell über China auszubreiten, hält er fest. Und etwas Grandioses liegt in diesem Vorgehen. Es erinnert an die Pauluseile, die noch möglichst Viele vor dem Tage Jesu Christi einbringen will. Und in der That ist es bei Taylor neben dem Mitleid mit dem heilandslosen Chinesenvolk die Ueberzeugung von der bevorstehenden Wiederkunft, die ihn so thun heißt. In einem Brief

an seine Freunde schrieb er 1895: „Erinnern wir uns, daß der Meister bald kommt und daß die Gelegenheit zum irdischen Dienst bald vorüber sein wird.“

Das waren die Pläne des einzelnen Mannes Anno 1865. Die neueste Statistik von 1900 zeigt, daß Taylor über fünfzehn chinesische Provinzen bis an die Westgrenzen des ungeheuren Reiches seine Scharen geführt hat. 783 europäische Missionskräfte und 376 chinesische Gehilfen sind am Werk, und abgesehen von der fortwährenden Reisepredigt wird auf 177 Hauptstationen gearbeitet.

3

Bezeichnend für diese „Glaubensmission“ ist, daß sie ihre Mittel an Geld und Personal sich nur durchs Gebet verschafft. Es ist strikter, bisher eingehaltener Grundsatz, keinen Menschen um Geld anzugehen und nie eine Kollekte zu veranstalten. Ferner wird auch keinem der Missionare ein fester Gehalt garantiert. Vielmehr ist er total abhängig von den freiwilligen Gaben, die in der Kasse zusammen laufen. Die Missionare sollen draußen das Bewußtsein haben, daß nur Gott ihr wirklicher Rückhalt ist. Thatsächlich hat aber den Missionaren von der Direktion immer Geld in die Hand gegeben werden können auf Grund der reichlich fließenden Beiträge, und weil nicht wenige der Arbeiter draußen ganz von ihrem Privatvermögen leben.

Erbeten werden auch die Missionare. Wie dies bei den ersten 5 geschah, so bei den nächsten 24 und so fort. Daß die Gesellschaft mit ihrem Gebetsgrundsatz vor gewissen unnüchternen Konsequenzen bewahrt wurde, zeigt die Thatsache, daß Taylor, der ausgebildete Mediziner, selber längere Zeit ein Hospital in China leitete, ferner, daß die Ch. I. M. eine Reihe Hospitäler, Kliniken, Asyle und Apotheken besitzt und gegenwärtig elf medizinische Kräfte draußen hat. Auch die Hereinziehung der Schularbeit (Elementar-, Armen-, Waisen-, Nähschulen) verrät den nüchternen Sinn, der bei allem Enthusiasmus vorhanden ist.

Die Gesellschaft steht auf evangelischem Boden und ist jeder evangelischen Denomination zugänglich. Baptisten, Methodisten, Presbyterianer, Kirchenleute gehen friedlich in ihr neben einander her. Aus allen Nationen werden Kräfte angenommen, wenn nur die geistliche Befähigung ersichtlich ist. Die reichliche Verwertung weiblicher Kräfte, nicht bloß im Diakonissen- und Schulfach, sondern grade auch bei der Reisepredigt, ist eine Besonderheit der Ch. I. M. Manch eine der 262 unverheirateten Missionarinnen steht mutterseelenallein auf schwerem Posten, viel hundert Kilometer von der Küste entfernt, als Predigerin des Evangeliums durch Wort und Wandel.

Die Vorbildung der Missionare arbeitet besonders am persönlichen Christenleben des Einzelnen. Eine so eingehende wissenschaftliche Schulung, wie deutsche Art sie für das chinesische Kulturreich fordert, wird nicht für nötig befunden. Dieser Nachteil wird nur dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß eben zu nicht geringem Teil gebildete Leute, z. B. 1885 die sogenannte Cambridgeschar — einige Studenten und Offiziere —, besonders auch viele Töchter hochstehender Familien, in die Arbeit eintreten.

Nur von den Missionarinnen ist uns damals bekannt geworden, daß sie schon in London eine gewisse Vorbereitung empfangen. Das Mädchen, das sich anmeldet, muß erst Zeugnisse vorlegen, daß es mehrere Jahre in christlicher Liebesthätigkeit sich geübt hat. Dazu gehört vor allem Sonntagsschulhalten, Besuche bei Armen und Kranken. Einzelne Töchter, die noch Eltern haben, werden nicht angenommen. Die Bewerberin kommt in das Institut, **Pyrland Road, Canonbury, London N.**, ein kleines Haus, das etwa zwanzig Damen Aufenthalt gewährt. Die ersten drei Monate dienen der Prüfung, ob sie wirklich den Geist und den Takt habe, der für eine Chinamissionarin nötig ist. Solange kann jede die eigne Kleidung tragen. Dann beginnt der eigentliche zwölfmonatliche Kurs. Die Damen werden nun nach Kleidung und Thätigkeit **deaconesses**. Die geistige Hauptarbeit während dieser Zeit ist das Studium der Bibel. Das Gelernte wird dann auf den Straßen des Ostends in der Missionspredigt verwertet; sie müssen über Bibelsprüche wenigstens ein paar Minuten öffentlich reden können. Fast jeden Tag haben sie im Osten Londons drei bis vier Stunden zu wirken. Oft sahen wir sie ausziehen, nicht bloß zur Predigt, sondern, mit allerhand Vorräten an Eßwaren und Kleidungsstücken beladen, den Hütten des Elends zu. So ernst die Vorbereitung ist, es waltet doch der fröhlichste Geist unter dieser jungen Schar, wie wir aus eigner Anschauung — unsre Wohnung lag dem Institut gegenüber — bezeugen können.

Von **Pyrland Road** kommen die Zöglinge nach ihrem Geschlecht je in eine besondre Anstalt im Innern Chinas. Ein zweijähriger Kurs führt sie in die Elemente der chinesischen Sprache, Sitte und Religion ein. Dann erst werden sie Missionsarbeiter. Vorschrift für alle Europäer ist es, nun auch im Aeußeren den Chinesen ein Chinese zu werden. Die Tracht der Eingebornen muß angelegt, die Landeskost nach den Regeln chinesischer Etikette genossen werden. Selbst den Zopf müssen die Missionare anlegen. Taylor weiß, welchen Wert das hat. Schon bei seinen ersten Reisen kleidete er sich auf Rat des erfahrenen Dr. Medhurst chinesisch. Sein Genosse Burns that dies nicht: da wurde der jüngere Taylor oftmals von den Chinesen ins Haus gebeten, während diese Freundlichkeit dem Andern nie zu Teil wurde.

Wie sehr es Taylor um ein wirkliches Sicheinleben in Chinas Völker zu thun ist, beweist seine Idee, die Kinder seiner Missionare nicht mehr wie bisher mit fünf Jahren nach Europa zu bringen. Auf chinesischem Boden sollen sie erzogen werden, nach europäischer Wissenschaft, aber in engster Fühlung mit dem chinesischen Leben und Denken. Er hat die Zuversicht, daß Gott die klimatischen Schwierigkeiten überwinden helfe, und erhofft auf diesem Weg eine Kerntruppe chinesisch-europäischer Missionare zu gewinnen, die dem Volke nicht mehr fremd sind.

Die Arbeitsmethode der Ch. I. M. ist vornehmlich, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, die Wanderpredigt. Meistens paarweise wie die Apostel, manchmal allein durchziehen sie die Provinzen. Zu Fuß, in Sänften, auf Karren, in chinesischen Flußbooten wird den volkreichen Städten nachgereist und äußerst vorsichtig das Werk begonnen, um die Bevölkerung nicht zu reizen und gegen sich aufzubringen. Wo es nicht ratsam erscheint zu bleiben, gehen sie still vorüber: wochenlang — so erzählen die Berichte der Arbeiter — lagen sie schon in ihrem Boot verborgen auf dem Fluß, der Stunde wartend, da eine Thür ihnen aufgehe. Vielleicht gelingt es eine Herberge zu finden, wo man sie aufnimmt, ein Haus, einen Laden zu mieten. Langsam wird der Verkehr aufgenommen, zuerst im Haus; dann, wenn allmählich die Stadtbewohner an das Dasein der Fremden sich gewöhnt haben, wagt man sich zu offener Predigt hinaus. Abends werden die Theehäuser besucht und Gespräche angeknüpft und vom Evangelium berichtet. Selbstverständlich bedienen sich die Missionare der chinesischen Sprache und nur im Ausnahmefall des Dolmetschers. Auch die Etikette wird wohl beachtet. Traktate und Bibelteile, in chinesischem Zuschnitt, werden verkauft und verschenkt, durch die Missionare und besondre Bibelfrauen. Wo der Boden geeignet scheint und die Lage zentral ist, wird wohl eine Station gegründet. Oft dauert der Aufenthalt nur Tage oder Wochen.

Die Ch. I. M. hat Missionare, die schon das ganze ungeheure Reich im Dienst des Kreuzes nach verschiedenen Seiten durchstreift haben. Obwohl der Nachdruck auf das Reisen gelegt wird, fehlt doch die lokale, solide Gemeindearbeit nicht. Die Instruktionen machen es dem Missionar zur Pflicht, sich in keine Rechtshändel zu mischen, in Verfolgungen womöglich nicht die Hilfe der Obrigkeit anzurufen, lieber zu leiden und auszuhalten. Und gewiß, diese Instruktionen der Ch. I. M. stehen nicht bloß auf dem Papier.

4

Taylor hat es verstanden, von seiner Glaubenskraft und Geistesart auch seinen Mitarbeitern Etwas zu geben. Wir bekamen von den Personen der Ch. I. M., mit denen wir verkehren durften, eine hohe Meinung. In den regelmäßigen Gebetsmeetings am Samstag Abend traf sich die engere Ge-

meinde der zur Zeit in der Heimat weilenden Missionare und der ihrer Aussendung entgegen gehenden Zöglinge. In Gebet, Rede und zwangloser Unterhaltung wurde man vertraut mit ihrer Art. Und da fanden wir nun allenthalben ein echt evangelisches Wesen, eine schlichte, stille Art, eine Kindlichkeit des Glaubens und des Sich hingebens an die große Aufgabe, eine tiefe Begeisterung, die zwar nicht in Wortschwall und sonstiger Ueberschwänglichkeit, aber im Feuer des Auges und in der Herzenswärme der Rede sich kund gab.

Etwas überaus Schönes waren immer jene vorhin genannten **Meetings** am Samstag Abend in der **Missionhall**. Gewöhnlich wurden sie vom Sekretär geleitet. Mit Gebet und Schriftwort wurde begonnen, dann wurde die neueste Post aus China mitgeteilt, einzelne Briefe der Geschwister draußen vorgelesen; auf der großen Leinwandkarte hatte man die Station der Schreibenden, Bittenden und Grüßenden sofort gegenwärtig. Es war, als sei man in die apostolische Missionszeit versetzt, wo auch solche Briefe hin und her gingen und in den Gemeinden vorgelesen wurden. Die Briefe selber mit ihren individuellen oder allgemeinen Anliegen gaben reichlichen Stoff zur Fürbitte. Das war auch sichtlich der eigentliche Zweck dieser Samstagversammlungen, zu beten für die in China und für ihr Werk, und aus den verlesenen Briefen heraus klang oft heißer Dank einsamer Arbeiter, daß sie jeden Samstag zur selben Stunde im Geist sich zusammen wissen mit den Freunden in der Heimat vor Gottes Thron, und daß sie den Schutz und die Macht der steten brüderlichen Fürbitte genießen.

Die Berührung mit den Kreisen der **Ch. I. M.** gab uns etwas Bleibendes für unser persönliches Christentum, wie wir es im selben Maß von den übrigen Erscheinungen des englisch-christlichen Lebens nicht sagen können. Und befestigt, ja vertieft wurde dieser innere Erwerb, als wir später in der Heimat Hudson Taylor selbst sahen und hörten. Man wird nicht selten von einer Persönlichkeit, über die man so Großes vernommen hat, enttäuscht, wenn sie nun selber vor uns steht. Mit diesem Manne ging es uns nicht so. Er verfügt über den Beweis des Geistes und der Kraft. Wir verstanden nun noch besser, daß seine Leute mit solcher Begeisterung an ihm hängen, an diesem schlichten Christen mit seinem felsenstarken Kindesglauben und seiner brennenden Liebe zu China.

Es ist leicht für einen Missionstheoretiker, allerhand begründete Einwände gegen diese Gesellschaft und ihre Art zu erheben. Aber das wird nicht leicht sein, uns, die wir den Geist der Liebe und Selbstlosigkeit, den Geist des echten politikfreien Christentums dieser evangelischen Missionskreise empfunden haben, zu überzeugen, daß auch sie unter die Anklage fallen: „Ihr mit eurer Aufdringlichkeit und Taktlosigkeit, mit eurer Hetzerei und politischen Einmischerei tragt die Hauptschuld an den Wirren in China.“ Theodor Löffler

---

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

4. Spanien

„Die politischen und religiösen Verhältnisse Spaniens“ hat Pfarrer Raimund Gaebelein aus mehrjähriger Kenntnis heraus geschildert (in den Flugschriften des Evangelischen Bundes 177/78): sehr anmutig und namentlich licht sind sie nicht. Im Anschluß daran führt er aus, daß es übrigens wenigstens nicht an Ansätzen zur Evangelisation fehle. Denn in den meisten bedeutenderen Orten Spaniens gebe es bereits evangelische Kirchen und Schulen oder doch sogenannte Missionsstationen. Nur wolle man nicht meinen, alle diese Gemeinden seien von Pastor Fritz Fliedner gegründet oder stünden in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm, wie man das in Deutschland oft annehme. Im Ganzen seien 83 Kirchen, über 90 Missionsstationen mit mehr als 14000 Gemeindegliedern vorhanden. Außerdem ein evangelisches Predigerseminar in Puerto de Santa Maria bei Cadiz, sowie eine evangelische Erziehungsanstalt für junge Spanierinnen, früher in San Sebastian, jetzt in Biarritz in Südfrankreich. „Aber deutsch-evangelische Gemeinden giebt es

eigentlich nur erst zwei, eine fertige und ganz vorzügliche in Barcelona und eine werdende in Malaga. In Madrid haben zwar Pastor Fliedner und seine Hilfsgeistlichen in der dortigen, vom deutschen Reiche unterhaltenen Botschaftskapelle immer auch — und zwar unentgeltlich — deutsch gepredigt; aber zur Organisierung einer eigentlich deutschen Gemeinde dortselbst ist es bis dato noch nicht gekommen. Zwar ist schon des öfteren, wie erst kürzlich wieder, der Versuch gemacht worden, eine solche zu gründen; aber dieser Versuch ist leider immer wieder fehlgeschlagen. „Warum? — das ist nicht ganz ersichtlich — vielleicht, weil an der rechten Stelle nicht das rechte Interesse für die Sache vorhanden ist.“ Weil uns nicht recht ersichtlich ist, an welche Adresse diese Stelle gerichtet ist, haben wir sie wörtlich wiedergeben zu müssen geglaubt. Am Schluß bittet der Verfasser der Flugschrift um die Hilfe der evangelischen Christen für ihre armen spanischen Brüder.

5. Lothringen

Für die Konfirmandenanstalten, wie Godesheim am Rhein, den Schmiedel bei Simmern, Wolf an der Mosel, bitten wir immer wieder gern, fügen aber besonders heute noch Lixheim in Lothringen hinzu, eine junge von dem Ortspfarrer O. Ney begonnene Anstalt auf dem Boden einer alten Hugenottengemeinde. Für Lothringen mußte ein solches Haus als Bedürfnis erscheinen. Das Rheinisch-westphälische Gustav-Adolfblatt — von Pastor Terlinden in Duisburg nach wie vor trefflich geleitet — bringt in seiner neusten Nummer folgende sehr dankenswerte Zusammenstellung:

In Lothringen sind seit 1871 nicht weniger als zwanzig evangelische Gotteshäuser entstanden: in Algringen (1891), St. Avold, Bitsch (1882), Bolchen, Deutsch-Avricourt (1898), Diedenhofen (1898), Forbach (1892), Hayingen (1891), Kurzel (1896), Montigny-Sablon (1894), Gr.-Moyeuvre (1897), Noveant (1899), Saaralben, Saarburg (1897), Saargemünd (1898), Ueckingen (1897), Wiebersweiler, dazu die drei Garnisonkirchen in Metz, Mörchingen und Dieuze (1900). Acht Gemeinden warten schmerzlich auf ein eignes Gotteshaus: Rombach, Alberschweiler, Ars a. M., Dieuze, Redingen, allen voran die Metropole Lothringens Metz mit den beiden Vorstadtgemeinden: Plantières-Queuleu und Longeville. Die beiden Hilfspfarreien Groß-Moyeuvre und Deutsch-Avricourt sind seit dem 1. April d. J. zu Staatspfarreien erhoben. Zwei neue Predigtstationen sind gegründet worden, beide zur Pfarrei Groß-Moyeuvre gehörig: Stahlheim, Kolonie des Hütten- und Stahlwerks Rombach, mit schon 400 Protestanten und Maizières an der Bahn Diedenhofen-Metz. — Leider reichen die vorhandnen geistlichen Kräfte zur Bedienung der zerstreuten Glaubensgenossen nicht aus; die Pfarrer sind zum Teil überbürdet. Wie steht es z. B. in der Pfarrei Hayingen? Da ist zunächst Hayingen mit 400 Seelen, dann 4 Kilometer davon Algringen mit 1000 Seelen, Fentsch (thalaufwärts) mit 150 Seelen; zwischen diese drei Orte schiebt sich heute eine neue Stadt Kneuttingen-Nilvingen, ebenso wie Stahlheim über Nacht gleichsam aus dem Erdboden gewachsen. Dazu noch auf der Höhe von Aumetz (Aumetz selbst, zu Hayingen gehörend, ist zur Zeit der Pfarrei Deutsch-Oth überwiesen) die Predigtstation Bollingen mit nahezu 200 Seelen, dazu Arsweiler, Havingen, Tressingen, und wie die Orte sonst heißen mögen, aber überall von evangelischen Familien bewohnt. — Oder die Pfarrei Moyeuvre-Rombach. (Der Pfarrer wohnt zur Zeit in Rombach, wo die Hüttengesellschaft ihm ein Haus zur Verfügung gestellt hat). Zur Pfarrei gehören zunächst Moyeuvre mit ca. 400 Seelen, dann Rombach mit 700 Seelen, das neu gegründete Stahlheim mit 400 Seelen und Maizières mit 150 Seelen, vier Predigtstationen, von denen an zweien, Moyeuvre und Rombach, allsonntäglich gepredigt wird. Ferner gehören noch dazu die auf dem Hochplateau gelegnen Ortschaften Montois-le-Montagne, St. Privat, St. Marie-aux-Chênes, (13 Kilometer von Rombach) und in Frankreich noch Joeuf mit vielen evangelischen Familien. Will der Pfarrer die Gemeindeglieder zum Gottesdienst versammeln, so muß es an einem Wochentag geschehen. Kommt er ins Dorf, so läßt er durch Kinder die Familienglieder zusammenrufen und hält eine Andachtsstunde.

Unter schwierigen Verhältnissen, aber in großem Segen arbeitet der lothringische Wanderlehrer L. Jungmann. Zu seinem Arbeitsfeld gehören fünf Pfarreien: 1. Pfarrei Diedenhofen mit den Stationen Groß-Hettingen, Suftgen, Sierck, Ueckingen, Diesdorf, Metzerwiese, Ober-Jeutz. 2. Pfarrei Hayingen mit den Stationen Bollingen und Arsweiler. 3. Pfarrei Kurzel mit den Stationen Busendorf, Remilly und Courcelles a. N.; endlich 4. Pfarrei Montigny-Sablon mit Peltre, Solgne, Secourt, Achatel-Sailly, Bouvigny; und neustens noch 5. zur Pfarrei Metz gehörig, Maizières. In diesen 18 Stationen finden sich zusammen ungefähr 95—100 Kinder. Die Zahl läßt sich nicht genau feststellen, da sie einem beständigen Wechsel unterworfen ist, weil es größtenteils Kinder von Beamten sind, von deren Kommen und Gehen die Sache abhängt. Die Zahl der Kinder in den einzelnen Stationen ist sehr verschieden. Das Maximum ist 28,

das Minimum 1 Kind; im allgemeinen beträgt die Zahl der Kinder 4 bis 5.

6. Oesterreich

Ein freundlicher Zufall hat es dem Berichterstatter gewährt, am 6.—8. September der 38. Hauptversammlung des österreichischen Gustav-Adolf-Hauptvereins zu Bielitz beiwohnen zu können, die sich mit der Enthüllung eines Luther-Denkmals verband — des zweiten Lutherdenkmals in der österreichischen Monarchie überhaupt. Das erste steht seit 1883 in Asch. Das neue Denkmal in Bielitz, von Bildhauer Vogel aus Wien, hat einen ausgezeichneten Platz vor der Kirche, inmitten des ansehnlichen Besitztums der evangelischen Gemeinde an Kirchen- und Schulgebäuden erhalten; die Figur Luthers erscheint durch das Vorstrecken der Hände, deren eine die Bibel hält, während die andre sich darauf legt, etwas schmaler, als gewöhnlich; vorzüglich geraten ist der Kopf: das sind die wundersamen Augen „der Bestie," die dem Kajetan dämonisch erschienen. Was der Enthüllungsfeier am 6. und 7. September voranging, ein von 800—1000 Personen besuchter Empfangsabend und die Aufführung von Herrings Lutherspiel verlief erfreulich; die Weihfeier am 8., voran der Festzug, in dem die Zahl junger Geistlicher in Amtstracht (Vikare) ins Auge fiel, war prächtig angeordnet — Pfarrer D. Arthur Schmidt hielt eine tüchtige Festrede, der mährisch-schlesische Superintendent D. Theodor Haase ein entsprechendes Weihgebet — das Ganze überaus würdig und ehrenvoll für die evangelische Gemeinde Bielitz, die übrigens mit der katholischen im besten Einvernehmen erschien. Auch die Gustav-Adolf-Versammlung hatte guten Verlauf. Die Festprediger hatten die Zuhörer vollauf befriedigt und erhoben, die vielen Bittsteller — an 200 österreichische Gemeinden — empfingen ein jeglicher seine Gabe, nur daß dieselbe in vielen Fällen gar zu gering sein mußte. Die evangelische Bruderliebe wird hier noch ganz außerordentlich viel leisten müssen. Eben da ich die Feder zu diesen letzten Zeilen anzusetzen im Begriffe bin, wird mir ein Brief ins Haus gebracht, in dem sich das Folgende findet:

„Schon das Aufhören (dieser Gattung) von Litteratur zur österreichischen Kirchengeschichte um 1750 zeigt, daß auch das Interesse für Oesterreichs evangelische Gemeinden in dieser Zeit nachließ. Hauptgrund: der Verfall der evangelischen Kirche in Deutschland im Gefolge der Wolfschen Philosophie usw. Nebengrund: der schlesische Krieg und der siebenjährige Krieg. Das achtzehnte Jahrhundert mußte zu Ende gehen, ohne daß die Folgen der französischen Revolution den Evangelischen Oesterreichs Religionsfreiheit brachten. Jetzt haben sie diese Freiheit. Es ist unmöglich, daß, wenn wirklich die Glut unter der Asche in Oesterreich in Flammen gerät, die Bewegung sich verläuft, wie um 1750. Darum Flamme empor!"

Schließlich machen wir noch auf eine kleine litterarische Neuigkeit aufmerksam. Der rührige Superintendent a. D. Pfarrer Oßwald in Beyernaumburg (Provinz Sachsen) hat im Selbstverlag ein „Gustav-Adolf-Büchlein, Vademekum über Entstehung, Entwicklung und Arbeitsbestand (?) des Gustav-Adolf-Vereins für alle Freunde und Förderer desselben zum handlichen Gebrauch" herausgegeben, zwei Bogen stark. Besonders zur ersten Orientierung ist das Heftchen brauchbar, und es kann dessen, was zur Belehrung über die Diasporanot und die Gustav-Adolfs-Hilfe dient, gar nicht genug verbreitet werden.

Hermens

Zum Altersnachweis der Formel „Thron und Altar"

Ein Wort Chamissos aus dem Jahre 1820 führte uns (vgl. Nr. 32, Sp. 762), wie es schien, in die Ursprungszeit der Formel. Aus dem Wortlaut schien sich zu ergeben, daß die Losung damals neu war:

Jetzt heißt es noch Thron und Altar! nachdem lange Zeit Thron oder Altar! die Losung gewesen.

Einige freundliche Zuschriften geben weiteres Licht. Herr Prediger Danneil macht auf eine Stelle in Friedrich Perthes' Briefen aufmerksam. Das Stück ist undatiert, es setzt die Unionsagende des Königs Friedrich Wilhelm III. voraus, die 1822 erschien. Perthes schrieb darüber (Friedrich Perthes' Leben. 6. Aufl. S. 186):

> Den Inhalt der Agende kann ich nicht beurteilen. Wie mir scheint, hat sie die Stimmung gegen sich nicht ihres Gehaltes wegen, sondern weil sie von dem Könige ausgegangen ist. Unter Protestanten herrscht jetzt nicht weniger als unter Katholiken die Richtung, der weltlichen Macht jeden Einfluß auf das kirchliche Leben möglichst zu entziehen. Viele Briefe meiner theologischen Freunde sprechen sich in gleicher Weise aus. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß Thron und Altar getrennt sein müssen; aber kann denn Jemand leugnen, daß bei uns Protestanten die Kirchengewalt schon in der Reformation auf die weltliche Obrigkeit übergegangen ist und übergehen mußte, weil eine geschlossene Kirche, eine organisch verbundene Gesamtgeistlichkeit nicht mehr war?

Weiter hinauf führt uns eine Bemerkung in den Memoiren des 1809 verstorbenen Barons Karl von Heyking, die ich Herrn Kandidat Kupffer in Petersburg verdanke. Sie erschienen unter dem Titel: Aus den Tagen Kaiser Pauls. Aufzeichnungen eines kurischen Edelmanns, herausgegeben von Fr. Bienemann. Leipzig, Duncker und Humblot 1886. Der Baron berichtet, daß er nach dem Tode Pauls I. († 1801) eine lateinische Rechtfertigung der Monarchie verfaßte und in Königsberg erscheinen ließ:

> Ich widmete dieses Fragment den Manen Katharinas II. . . . Das ist Alles, was man sich inmitten der erschütternden Fortschritte der Feinde von Thron und Altar erlauben kann. (S. 239)

In die Zeit der Kriege gegen die französische Republik oder schon vorher der Polemik gegen die Revolution führt ein Wort, auf das Herr Professor Schröder in Marburg mich aufmerksam macht. Er fand auf dem Marburger Archiv ein zu Ypern gedrucktes Flugblatt von 1794, „Kriegslied" betitelt, eine Parodie der Marseillaise. Links steht das Original der Marseillaise, rechts die Parodie. Die zweite Strophe beginnt hier und dort:

> Que veut cette horde d'esclaves,
> De traitres, de Rois conjurés?
> Was wollen diese Bettlerhorden?
> Sie stürzen frech Altar und Thron.

Damals also, bemerkt Herr Professor Schröder, war die Phrase sicher vorhanden, und wahrscheinlich war sie neu; denn ich bin allerdings geneigt zu glauben, daß die formelhaft feste Verknüpfung der beiden Begriffe zuerst in der Phrase von den „Feinden von Thron und Altar" erfolgt ist — derselben Phrase, in der sie noch heute am festesten erscheint; ich für meine Person bin fest überzeugt, daß der Ursprung oder doch der Ausgangspunkt für die Verbreitung der Phrase in einer Flugschrift oder einem Pronunciamento von 1792/93 zu suchen ist.

Ausführlicher äußert sich Herr Pfarrer Eck in Offenbach zur Sache. Er ist durch Treitschkes Deutsche Geschichte 3, 213 auf eine andre Spur aufmerksam geworden. Johannes von Müller schreibt im Anschluß an eine Schilderung der Wirksamkeit Gregors VII., Alexanders III., Innocenz' III.:

> Von dem an war eine Freistatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freistatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehns: der Thron; und in dem Gleichgewichte lag öffentliches Wohl. (Reisen der Päpste, erschienen 1782. Sämtliche Werke 8, 156)

Die Herkunft der Formel scheint mir, schreibt Eck, damit unzweifelhaft erwiesen. Bei Johannes von Müller tritt sie sicher original auf, denn an der Stelle, wo er sie braucht, ist ihre Bildung kein zufälliger Einfall, sondern die wohlüberlegte Abwandlung einer älteren Ueberlieferung. Die mittelalterlich-päpstliche Rede von der Sonne und dem Mond, von den beiden Schwertern, dem geistlichen und dem weltlichen, empfängt in der Formel des berühmten Historikers eine Neubelebung, in der nur, der geschichtlichen Situation entsprechend, dem absoluten Uebergewicht der Kirche die inzwischen gewonnene Selbständigkeit des Staates gleichberechtigt entgegentritt und doch dem aufgeklärten Despotismus eine Warnung erteilt wird.

Daß hier der Ursprung der Formel zu suchen ist, ergiebt sich aber weiterhin auch daraus, daß bei dieser Herleitung ihre schnelle Verbreitung verständlich wird. Denn die kleine Schrift Johannes von Müllers gehört offenbar unter die wirkungsvollsten Werke aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie hat den Königsberger Voigt zur Arbeit an der Geschichte Gregors VII. angeregt (Döllinger, Akademische Vorträge 2, 112), und sie wird auch nicht unter den geheimen Antrieben gefehlt haben, die den Schweizer Pfarrer und späteren Konvertiten Friedrich von Hurter zu seinem „Innocenz III." begeisterten (siehe ebenda S. 142 f.)

Aber ganz aufgeklärt ist die Kindheitsgeschichte der Formel damit allerdings nicht. Von ihrem Ursprung her, einer wiedererwachenden romantischen Begeisterung für die mittelalterlichen Päpste, ist allerdings verständlich, daß sie bei Katholiken wie Protestanten sich alsbald gleicher Anerkennung erfreute. Aber nicht ebenso verständlich ist, wie sie in das Land gelangt ist, in dem uns ihr Gebrauch, wie es scheint, zuerst in größerem Umfang begegnet. Dies Land ist Italien. Dorthin verweist sie Karl Hase, als Losung einer vielverzweigten Partei, deren Mittelpunkt bis 1830 die Apostolische Kongregation war:

Ihre Losung, daß der Altar nicht falle ohne den Thron, wandte ihr nach so schweren Erfahrungen die Herzen der Fürsten zu (Kirchengeschichte § 434. „Pius VII. Wiederherstellung der römischen Hierarchie." Vgl. Polemik 4, S. 567:) Die Wahrheit, daß ein Staat nicht bestehen kann ohne Religion, hat sich der Priesterpartei verkümmert in die Behauptung, daß der Thron nur feststehe auf den Stufen des Altars, des Meßopferaltars.*)

Dort, in Italien, in Rom, hat offenbar Bunsen die Formel kennen gelernt. Denn in einer Denkschrift vom 13. Dezember 1823 schrieb er referierend:

Zwei große Lehren waren durch die Geschichte der französischen Revolution eingeschärft; einmal, daß der Altar die sicherste Stütze des Thrones sei, und dann, daß die Würde einer geistlichen Macht, die unmittelbar von der Person eines souveränen Papstes abhänge, die erste aller öffentlichen Freiheiten sei. (Bunsens Leben von Nippold 1, 510. Vgl. Nippold, Neuste Kirchengeschichte 1, 472. 2,20.)

Als Gewährsmann nennt Bunsen (ebenda 511) den Prinzen von Canossa:

So hat denn in der That der Prinz von Canossa offen gesagt, daß es kein andres Mittel gäbe, um die Sicherheit der Throne und die wahren Freiheiten Europas zu retten, als die Wiedervereinigung der ganzen Christenheit mit dem heiligen Stuhle.

Es ist klar, wie dies römische Verständnis der Formel ganz zu ihrem Ursprung in einer die großen Päpste verherrlichenden Schrift stimmt. Aber wie ist sie nach Italien gekommen? Direkt in einer Uebersetzung (italienisch oder französisch?) der Schrift Johannes von Müllers, oder auf Umwegen?

In protestantisch-antirevolutionären Kreisen ist wenigstens der Meßopferaltar mitsamt dem Papst natürlich in die Ferne gerückt. Ich finde die Formel z. B. in den vertrauten Briefen des Generals von Rochow „Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution" S. XLII (zitiert bei Bachmann, Hengstenberg 2, 286). Hingegen scheint sie in Hengstenbergs Kreise nicht alsbald aufgenommen worden zu sein. Doch wird es hier noch weitrer Aufhellung bedürfen, nachdem wir aus dem Chamisso-Zitat erfahren haben, daß sie sich offenbar auch da einer weiten Verbreitung am Anfang des Jahrhunderts erfreut haben mag.

Nur als Kuriosum erwähne ich zum Schluß, daß sich in einem Briefe Rudolf Kögels aus der Zeit seines Militärdienstes eine merkwürdige Veränderung der Formel findet. Er schreibt am 29. Dezember 1850:

Er segne mein Schwert und meine Feder! Er segne die Kanzel und den Thron!

Soweit Eck. Ich gebe seine Ausführungen nur als interessante Hypothese. Denn das eigentlich von mir Gesuchte, die Formel, fehlt bei Johannes von Müller.

*) Vielleicht ist die Verwendung der Antithese von Thron und Altar in diesen Zitaten doch mehr Hasisch als italienisch? Il trono heißt, soviel uns bekannt, im Italienischen der Bischofssitz! Aehnlich kann es dann bei Bunsen liegen. R

Ich bin überzeugt, daß diese Mitteilungen noch weitre aus unsrem Leserkreise nach sich ziehen werden. R

Verschiedenes

Erklärung. Herr Professor Krüger schickt uns folgende Erklärung:

Dem Wunsche des Herrn Herausgebers entsprechend, verzichte ich auf eine eingehende Antwort auf den Artikel des Herrn D. Walz in Nr. 39. Ich thue es um so lieber, als mir Manches in dem Artikel, insbesondere das runde Bekenntnis zur Lehrfreiheit, sehr erfreulich erscheint. Doch muß ich dem Herrn Konsistorialrat erwidern, daß mir allerdings „ein Etwas von Kirche vorschwebte, wo die Rechtsform mehr gilt als die Gewissensnorm." Ich dächte, wer sich in der Gegenwart mit offenem Auge umsieht, der stößt auf Schritt und Tritt auf dieses Etwas. Nur daran, nicht an den „evangelischen" oder besser noch „religiösen" Kirchenbegriff hat ja auch Foerster gedacht, als er von einer Tendenz des Kirchentums auf Rekatholisierung rechtlicher Formen sprach. Nur daran habe ich angeknüpft, und nur im Gegensatz zu diesem Etwas hat der Ausdruck Sinn. Außerdem bemerke ich noch Folgendes: 1) Bezüglich des „Seelengefährdens" unterschreibe ich vollkommen, was D. Rade in Nr. 35 gesagt hat. Daß Herr D. Walz mir Luk. 9, 56 entgegenhält, ist nicht recht: denn da ist von Seelen *verderben* die Rede, und das ist etwas ganz Anderes. Ich hätte vielleicht klüger formuliert: „Unsere Aufgabe besteht in erster Linie in dem Berufe, unsere Schüler rückhaltlos zu der von den Schlacken der Überlieferung gereinigten Erkenntnis der Wirklichkeit zu führen, auch auf die Gefahr hin, ihre Seelen zu gefährden." Jedenfalls habe ich das gemeint und bin noch der Meinung, daß man bei einigem guten Willen meine Worte so hätte verstehen müssen: meine Zuhörer haben mich nie anders verstanden. 2) Wenn ich geschrieben habe: „Unkirchlich ist diese Arbeit, sofern sie schlechterdings und überall mit Maßstäben arbeitet, die gänzlich außerhalb der kirchlichen Sphäre liegen," so bekenne ich, daß ich mich zur Stunde noch nicht besser ausdrücken kann. Aber freilich habe ich bei den „Maßstäben" lediglich an *wissenschaftliche*, insbesondere also an die Arbeitsmethode gedacht. Daß man mich in diesem Punkte falsch verstehen würde, darauf wäre ich als Akademiker zu allerletzt verfallen. 3) Das „Positive" hätte ich gewiß betonen können, aber ich habe es für selbstverständlich gehalten. Wer meinen Artikel wirklich verstanden hat, der muß ihm auch angemerkt haben, daß er seine positiven Voraussetzungen hat. Jedenfalls hätte ich ohne diese gar nicht geschrieben und D. Rade sicher den Artikel nicht aufgenommen.

Gustav Krüger

Der Herausgeber möchte, nachdem die Sache noch einmal zur Sprache gekommen ist, nur ein ganz Kurzes hinzufügen. *Alle Wissenschaft ist seelengefährdend.* Das gilt vom Jus und von der Medizin, von der Philologie und Philosophie, überall soweit sie rein als Wissenschaft betrieben werden. Das gilt auch von der Theologie als Wissenschaft. Daß obendrein die akademischen Lehrer der Theologie, daß die theologischen Fakultäten noch Andres leisten als rein wissenschaftliche Arbeit, liegt klar zu Tage. Auch die übrigen Fakultäten stehen darin nicht anders. Aber was wir als Menschen und Lehrer in der Richtung thun, daß wir dem Studenten durch die seelengefährdende Bekanntschaft mit der Wissenschaft hindurchhelfen, damit seine Seele nicht in der Gefahr umkomme, gehört in der That einer andern Thätigkeitssphäre an, als die schlichte Einführung in die Wissenschaft selbst, zu der wir pflichtmäßig berufen sind. Es ist ein Charisma der evangelischen Kirche, auch der Rechtskirchen in Deutschland, daß sie diese Einführung für ihre künftigen Pastoren verträgt und will. Ich habe Herrn D. Walz durchaus dahin verstanden, daß er auch als Beamter seiner Sonderkirche dies von den Theologieprofessoren erwartet. Ich will nicht unterlassen ausdrücklich hinzuzufügen, daß bei Krügers und meiner Rede von der „seelengefährdenden Wissenschaft" der Begriff „Wissenschaft" allerdings sehr eng und streng gefaßt ist.

Gern bin ich bereit, eine gründlichere und ausführlichere Erörterung der Sache auch in diesen Spalten zuzulassen und mich selber daran zu beteiligen, ich halte das sogar für nötig und ersprießlich; aber nachdem wir in die persönlichen Erklärungen hineingeraten sind, ist es richtiger hiermit abzubrechen. Allen den übelwollenden und feindseligen Auslegern kann man ihr Handwerk doch nicht legen. Wer irgend den redlichen Willen hat, zu verstehen, was Krüger meinte, für den liegt die Sache vollkommen klar. R

Die Arbeit des Pfarrers für die Wohlfahrt des Landvolks. Von *Hans von Lüpke*, Berlin, Deutscher Dorfschriftenverlag. 55 S. 80 Pfge.

Das Schriftchen ist recht lesenswert. Lüpke stellt die Wohlfahrtspflege als eine unmittelbare Berufsaufgabe des Landpfarrers hin. Unter der Wohlfahrtspflege begreift er aber nach Sohnrey auch die Sorge für Geist und Gemüt. Immerhin hat er doch hauptsächlich eine ökonomische Organisation im Auge, nämlich die Raiffeisengenossenschaft. Denn er ist mit Recht der Ansicht, daß ohne eine solche Organisation, die erziehend wirkt, auch der Sinn für Bildung des Geistes und Gemüts nicht dauernd erhalten wird. Lüpke will keine neuen Vorschläge machen; und doch ist Eigenes in den Vorschlägen. Wenigstens wüßte ich nicht, daß die Wohlfahrtspflege schon

von Andern so bestimmt als Berufsaufgabe des Landpfarrers gestellt wäre. Die bisher dafür eingetreten sind, haben es doch wohl meist in dem Gefühl gethan, daß eine augenblickliche Notlage ihnen diese Arbeit auflege, und daß diese Arbeit sich möglichst bald überflüssig zu machen hätte. Als eigentliche Berufspflicht des Geistlichen läßt man doch höchstens die Fürsorge für Arme und Kranke gelten, Genossenschaften, Familienabende, Volksschauspiele u. dgl. aber doch nur als Mittel zum Zweck. Und ich gestehe, daß ich auch jetzt noch nicht ganz von dieser Auffassung los komme. Aber ich gebe zu, daß Lüpkes Gedanken sehr beachtenswert sind. Denkt man weiter aus, was er nur andeutet, so bekommt man ein neues Ideal des evangelischen Geistlichen. Und zwar sieht man einen Geistlichen, der mit seiner Gemeinde lebt und der dauernd Etwas zu thun hat. Beides thäte uns ganz außerordentlich not. Eins möchte ich aber dabei noch aussprechen. Wenn zu erwarten steht, daß der Pfarrer durch eine solche uneigennützige Thätigkeit schließlich das Vertrauen und die Anerkennung seiner Gemeinde finden wird, so weiß ich doch aus langjähriger Erfahrung, daß auf dem Wege dahin nicht bloß Rosen, sondern auch viel, viel scharfe Dornen wachsen. Aber damit will ich nicht abschrecken — am wenigsten vom Lesen der angezeigten Schrift.

Gustav Habermann

Katholizismus und Protestantismus im heutigen Frankreich. Von M. Reichmann. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Stuttgart, Chr Belser. 75 S. 1,20 Mk.

Eine tüchtige Arbeit und eine wertvolle Ergänzung zu der in Nr. 14 besprochenen Schrift E. Réveillauds über die Los von Rom-Bewegung in Frankreich. Nach einem kurzen Rückblick über die Geschichte des französischen Protestantismus schildert Reichmann die heutige Lage der katholischen Kirche in Frankreich. Es ist keine leichte Aufgabe, einen so gewaltigen Bau mit wenigen Strichen zu skizzieren, ohne der Gefahr der Oberflächlichkeit oder Einseitigkeit zu erliegen. Reichmann entwirft seine Zeichnung der heutigen katholischen Kirche Frankreichs nach einer kleinen Broschüre, in der Pfarrer Chanstand, Réveillauds Nachfolger in der Redaktion des Signal, das Wesentliche aus den Verhandlungen des katholischen Kirchenkongresses von Rheims 1896 zusammengestellt hat. So bekommen wir bei aller Kürze doch ein authentisches Stimmungsbild, das uns zu dem Urteil berechtigt: viel Menschenwerk, wenig Gotteskraft. Die fortgehende Versteinerung des einst so lebensvollen Organismus der gallikanischen Kirche läßt sich wohl kaum aufhalten durch das wachsende Unbehagen einer kleinen, aber erlesenen Minorität. Wird diese an den Traum einer romfreien Nationalkirche ihre Kraft vergeuden oder dem Protestantismus zufallen?

Der Protestantismus in Frankreich — ein längeres Kapitel ist der reformierten, ein kürzeres der lutherischen Kirche gewidmet — wird von Reichmann mit großer Sachkenntnis geschildert. Die neueste Litteratur ist beigezogen. Die wichtigen kirchlichen Verhandlungen des Jahres 1899 werden noch erwähnt. Eine eingehendere Würdigung hätten wohl die Leistungen des französischen Protestantismus auf christlich-sozialem Gebiet verdient. Im Kampf gegen der Alkohol z. B. hat die katholische Kirche bisher so wenig gethan, daß er schlechthin als œuvre protestante gilt. Die ersten medizinischen Autoritäten haben sich zu dieser Arbeit verbunden mit den protestantischen Pastoren, nicht mit den katholischen Prälaten. Einer der letzteren, der Bischof Deramecourt von Soissons, prangt sogar mit Mitra und Krummstab auf der Etikette eines Weinhändlers und liegt gegenwärtig im Prozeß gegen eine Toulouser Firma, weil der von diesem Haus ihm gelieferte Wein 2⁰ Alkohol zu wenig enthielt! Und wieviele Liqueure, Elixiere, Magenbitter usw. werden in den Klöstern fabriziert!

Der letzte Abschnitt der Reichmannschen Broschüre erzählt die Bewegung vom Katholizismus zum Evangelium unter reicher Heranziehung der von den übertretenden Priestern veröffentlichten Glaubensbekenntnisse und Austrittserklärungen. Die in keine dogmatische Schablone sich fügende Priesterbewegung wird vom kirchlichen Standpunkt aus beurteilt. Doch ohne Engherzigkeit: anders in einer bekannten deutschen Kirchenzeitung, deren Berichte den Leiter des Chrétien français auf die Vermutung brachten, daß sie ihren französischen Korrespondenten in den Reihen der Assumptionisten habe.

Wer sich für die Freuden und Leiden unserer protestantischen Brüder überm Rhein interessiert — beide sind unserer Teilnahme wert — der wird an der Reichmannschen Schrift einen zuverlässigen Führer finden.

Lachenmann

Lazaristen und Jesuiten. Ein Beitrag zur Charakteristik der Lazaristen (Missionspriester) und ihrer Verwandtschaft mit den Jesuiten. Von Lic. L. K. Goetz. Gotha, Perthes 1898. 80 Pfg. Derselbe: Redemptoristen und Protestanten. Gießen, Ricker 1899. 1,20 Mk.

Die beiden Schriften des als Vorkämpfer des Altkatholizismus wohlbekannten Passauer Pfarrers knüpfen an das Jesuitengesetz von 1872 und seine Ergänzung von 1873 an. Bekanntlich geht das Gesetz einer langsamen Zerbröckelung entgegen. Die 1732 von Alfons Maria von Liguori gegründeten Redemptoristen und die Kongregation der Priester vom heiligen Geiste sind durch Bundesratsbeschluß von 1894 der Einbeziehung unter das Jesuitengesetz enthoben worden, Bayern und Preußen haben Redemptoristen-Niederlassungen genehmigt, und bei der Geschicklichkeit, mit der das Zentrum immer wieder das Jesuitengesetz in die Politik hineinbringt, steht zu befürchten, daß staatlicherseits in absehbarer Zeit weitere Konzessionen gemacht werden. Es hieß, die Lazaristen, die von Vinzenz von Paul 1624 gestifteten Missionspriester, wolle man zunächst freigeben. Dem gegenüber wirft die erste Schrift von Goetz die Frage nach der Verwandtschaft von Lazaristen und Jesuiten auf und beantwortet sie im bejahenden Sinne; die zweite Schrift bemüht sich an der Hand der Geschichte nachzuweisen, daß die erfolgte Rückkehr der Redemptoristen in protestantischen Kreisen mit vollem Rechte Beunruhigung hervorrufen mußte. Beide Untersuchungen sind sorgfältig gearbeitet, die offiziellen Quellen, die Mémoires de la Congrégation de la Mission, Liguoris Werke und Korrespondenz ausgiebig benutzt, und wenn die moraltheologischen Lehren Liguoris unter Nichtbeachtung der 1896 darüber geführten Kontroverse in ein paar Zeilen abgethan werden, so darf das einer auf Massenwirkung berechneten Schrift vielleicht nicht zu sehr verübelt werden. Das Gesamtresultat beider Untersuchungen wird allgemeiner Zustimmung sicher sein dürfen: die Lazaristen sind in Tendenz, Verfassung und praktischer Thätigkeit den Jesuiten eng verwandt, von ihrer Zulassung ist ernstliche Störung des konfessionellen Friedens zu erwarten, die Redemptoristen haben durch ihre Geschichte ihren Bekehrungseifer hinlänglich dokumentiert.

Wie es bei kirchenpolitischen Schriften leicht geht, hat mitunter die geschichtliche Präzision gelitten. M. E. ist der Beweis nicht erbracht, daß die Stiftung des Vinzenz von Paul von Anfang an ausdrücklich gegen den Protestantismus gerichtet war. Manche Momente, wie die Geringschätzung weltlicher Bildung, die bewußte Ablehnung von Einmischung in die Politik sprechen eher für eine innerkatholische mönchische Bewegung. Daß die Lazaristen der Mentalreservation huldigten, ist aus der von Goetz angeführten Stelle nicht erwiesen. Was sie jetzt sind, sind die Lazaristen erst geworden, nicht immer gewesen.

Walther Köhler

Eisenach. Unsre Eisenacher Zusammenkünfte müssen doch ihren besondrn Reiz und ihren besondren Beruf haben. Sonst wäre die diesjährige bei so hoher Konkurrenz solenner Versammlungen nicht so stark besucht gewesen wie je Die leider recht unvollständige Präsenzliste weist 110 Namen auf. Am ersten Tage gab uns Pfarrer D. Sulze aus Dresden in großer persönlicher Aufopferung den theologischen Ertrag seines Lebens und Nachdenkens in einem Vortrage über Christus. Er wird unter den Heften zur Christlichen Welt erscheinen. Am zweiten Tage verhandelten wir über die Religion in der Schule. Mit einviertelstündiger Unterbrechung von $9^1/_4$ bis $3^1/_4$. Es sprachen 27 Redner, wenn ich die doppelt zähle, die zweimal das Wort gehabt haben.

Dabei war von Ermüdung kaum Etwas zu spüren. Die Mitteilungen über den Seminarunterricht waren ergreifend. Ich hoffe, daß auch aus diesen Verhandlungen, deren Schönheit und Anziehung in ihrer Intimität lag, irgend ein Ertrag für die Öffentlichkeit herausspringt. Außer den aus Nr. 36 bis 38 den Lesern bekannten hatten noch Battenberg, Bonus und Trommershausen Thesen vorgelegt.

R

Kleine Mitteilungen. Die zweite Hälfte des Artikels „Zionismus" folgt in nächster Nummer. Desgleichen die Auseinandersetzung mit Herrn von Brandt. Dessen Artikel in der Deutschen Revne wird Nr. 43 der Chronik wiedergeben.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Mittwoch 24. Oktober nachmittags $5^1/_4$ Uhr im Achtermann: Religion und Schule.

Hamburg. Dienstag 16. Oktober $8^1/_2$ Uhr abends im Patriotischen Gebäude Zimmer Nr. 30, zwei Treppen hoch. Vortrag von Herrn Prof. Dr. Titius, Kiel: Paulus und Jesus.

Hannover. Mittwoch 17. Oktober 5 Uhr in Wachsnings Hotel (Schillerstr. 25 p.): Die Verkündigung Jesu nach ihren Grundzügen.

Versammlungskalender

Oktober 17. 18. Rheinisch-Westfälische Gefängnis-Gesellschaft in Düsseldorf

„ 23.—25. Theologischer Ferienkursus in Bonn

„ 30. 31. Konferenz deutscher evangelischer Pastoren in Groß britannien in Bradford

November 8. Kirchlich-soziale Spezialversammlung für Schleswig-Holstein in Neumünster

Meine Verlobung mit Fräulein **Anna Sparkuhle**, einzigen Tochter des verstorbenen Herrn Hauptmann **Sparkuhle** und seiner Frau Gemahlin **Antonie** geb. **Bader** in **Wernigerode** am Harz beehre ich mich anzuzeigen.

z. Z. **Gr. Bülten** (Hann.), Sept. 1900

Dr. Pfannkuche, Pastor

Die Geburt eines
gesunden Jungen
zeigen hocherfreut an

Pfarrer Willy Veit und **Frau Else** geb. **Carl**

Fallowfield-Manchester, den 2. Oktober 1900

Heilanstalt vom Roten Kreuz

in **Nervi** bei **Genua.** Ermäßigte Preise für wenig Bemittelte. Anfragen zu richten an die Direktion der **Villa Clementina Nervi** bei **Genua,** Italien.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Martin Luther, sein Leben und seine Schriften

Von **Dr. Julius Köstlin,** Professor und Oberkonsistorialrat in Halle

Große Ausgabe in zwei Bänden

4. Auflage. Preis broschiert M. 18,—, in Halbfrz. geb. M. 21.

Diese große Ausgabe des Köstlinschen Luther ist anerkannt das bedeutendste Quellenwerk, aus dem alle anderen Biographen geschöpft haben und das für ein eingehendes Studium unseres großen Reformators mit Recht als unentbehrlich bezeichnet werden darf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Amalie Ebmeyer
Hilfsprediger Otto Haeselich

Verlobte

Bielefeld-Gadderbaum — Boernecke, Kreis Aschersleben

Geschulte Pflegerin möchte die Pflege einer älteren oder gelähmten Dame oder eines kranken Kindes übernehmen. Adr.:

F. B. Schwerin i. M.
Niendorffs Hotel

Neujahr 1901

finden einige junge Mädchen Aufnahme im **Familienpensionat** von **Frau Oberpfarrer Naumann, Schwarzenberg** i. Erzgeb.

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl

Der Bergbeamte

Preis 50 Pfg.

Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Im 7. Jahrgange erscheinen im unterzeichneten Verlage die

Internationalen Litteraturberichte

die sich die Aufgabe gestellt haben, den Leser über die Litteratur des In- und Auslandes in interessanten und fesselnden Artikeln zu informieren.

Preis pro Quartal bei 14tág. Erscheinen M. 1.75, Ausland M. 1.85 franko.

Probenummern gratis und franko durch

C. F. Müller Verlag, Leipzig.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Amtskalender für ev. Geistliche auf d. Jahr **1901.** Herausg. von P. Joh. Schneider. I. Teil: Schreibkalender. Geb. mit Bleistift 1,20 M.

Barelmann, P. J., **Die Heilslehre** nach der heil. Schrift. 2. Aufl. 25 Pf.; 20 Ex. für 4 M.; 100 Ex. für 15 M.

Zum Gedächtnis der Taufgnade. Mit 2 Bildern. 4. Aufl. Mit Goldschn. 20 Pf., 10 Ex. 1,50 M.

Freybe, Prof. DDr. A., **Züge zarter Rücksichtnahme u. Gemütstiefe** in deutscher Volkssitte. 2,40 M., geb. 3 M.

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Gymn.-Oberlehrer Hugo Hoffmann.

7. Heft: **Lohr,** Prof. Dr. Fr., **Ein Gang durch die Ruinen Roms.** (Palatin u. Kapitol.) Mit 5 Illustr. u. 1 Plan. 1,40 M.

33. Heft: **Vollbrecht,** Dr. W., **Das Säkularfest des Augustus.** Mit einer Abbildung. 60 Pf.

Richter, Julius, Vom großen Missionsfelde. Erzählungen und Schilderungen aus der neueren Missionsgeschichte. Erstes Bändchen. 2,40 M., geb. 3 M.

Stosch, Pfr. G., **Alttestamentliche Studien.** V. Band: **Die Urkunden der Samuelsgeschichte.** 2,50 M., geb. 3 M.

Weber, Pfr. Lic. theol. L., **Ansprachen** für ev. Arbeiter-, Bürger-, Volks- u. Männervereine. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen

herausgegeben von

D. W. Bousset und **W. Heitmüller**
Professor in Göttingen — in Göttingen

Erscheint monatlich zum Preise von Mk. 6,— pro Jahrgang

Einzelne Hefte 80 Pfge

Erschienen bis Jahrgang III, Heft 10

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste. Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von **Georg D. W. Callwey, München**

Fünfzig transparente Bilder aus dem Leben Jesu

von hoher erbaulicher Wirkung
(Größe 4¼ × 4 m)
sind unter günstigen Bedingungen zu verleihen durch
P. Dr. Koch, Vereinsdirektor, Leipzig, Roßstr. 14

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

In meinem Verlag erschien:

Was liest der * * * * * * deutsche Arbeiter?

Auf Grund einer Enquete beantwortet

von

Dr. A. H. Th. Pfannkuche,
Pastor in Gr. Bülten (Hannover)

Mk. 1,25

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1629

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Nr. 40. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen (Die Jubiläumsdenkschrift des Preußischen Evang. Oberkirchenrats; Eisenacher Konferenz) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: D. Kawerau über Konfirmationsreform — Diaspora Evangelische im Auslande: Aus dem Jahresbericht des Gustav-Adolf-Vereins (Ueber die evangelische Bewegung in Oesterreich; Ueber das Verhältnis zum Gotteskasten; Besondre Gaben; Bauten); Schweizerische Predigergesellschaft — Vermischte Nachrichten (Eine Zurechtweisung Schlatters; Zur Beachtung) — Anzeigen

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg